

schwarz und weiß gescheckt, und seine Verbreitung reicht vom Süden Alaskas bis nach Florida und die Antillen (Allen, 458). Die Wangenknochenbreite liegt zwischen 92 mm und 104 mm. Harold Colton hatte die Absicht, den ursprünglichen Typ des *Aboriginal Southwestern Indian Dog* züchterisch zu rekonstruieren, aber leider war seine Frau gegen dieses Projekt; so begnügte er sich damit, der weiblichen Vernunft nachgebend, aus Vermessungen von Skelettresten aus archäologischen Fundstätten eine Vorstellung vom ursprünglichen Indianer-Hund im Südwesten Nordamerikas zu entwickeln, wohl wissend, dass aus Knochen allein noch kein Rassetyp rekonstruiert werden kann. Dass Colton den Südwesten auswählte, ist ein Glücksfall, denn die Funde sind alle datiert vor die Einwanderungszeit der athabaskan sprechenden Navajo und Apachen aus der subarktischen Zone in den warmen Südwesten. Schon E.W. Haury fand 1950 in der *Ventana Cave* im Süden Arizonas Reste eines Hundes von Spanielgröße in einer Schicht, die auf -7.500 datiert ist (Colton, 153): Die Größe des Hundes ist mit dem indianischen Wort **pek* ~ *niedrig* angemessen bezeichnet (> die vermutlich parallele alteuropäische Wurzel **pes/perr-* ~ *kleiner Hund*). Und Coltons Vergleich mit den anderen Fundstücken aus dem Südwesten ergab, dass die mittelgroßen, zotthaarigen Hunde (Schwartz, 52) mit hoher Wahrscheinlichkeit erst um 800 im Südwesten auftraten, und zwar zuerst im Rio Grande Valley. Sie kamen vermutlich von den Plains und verbreiteten sich westwärts. Vor 800 gab es entweder keine oder kaum große Hunde im Südwesten. Das ist bemerkenswert, da im Südwesten vor der Einwanderung bestimmter Na-Dene-Stämme nur Amerind-Stämme beheimatet waren. Nun kann man argumentieren, dass die Amerind ihre großen Hunde vielleicht verloren haben (aus Desinteresse oder wegen Nutzlosigkeit). Man kann aber auch die These wagen, dass sie zum Zeitpunkt ihrer Einwanderung nach Amerika nur einen kleinen Hundetyp besaßen. Als nach 800

the large dogs arrived, they matched with the small dogs, so that the average dog was larger during Pueblo III (Colton, 158).

Die Definition, was denn nun groß und klein in Bezug auf die Widerristhöhe bedeutet, erscheint mir sehr eng: Colton nennt Hunde mit einer Schädellänge von mehr als 165 mm große Hunde, und Hunde mit einer Schädellänge unter 165 mm sind folglich kleine Hunde. Er bezieht sich nicht nur auf diese eine Messstrecke (Oberarm- und Unterschenkelhöhe werden, wenn irgend möglich vom Material her, einbezogen), aber die Hauptstütze seiner Einteilung bleibt die Schädelhöhe. Die Verteilungskurve der „kleinen“ Hunde erreicht ihren Gipfel bei 140 mm, die der „großen“ Hunde bei 180 mm Schädelhöhe, gemessen von der Nasenspitze bis zum Hinterhauptbein am Schädel archäologischer Fundstücke. Addiert man 20 mm für den Nasenschwamm und Haut und Fell am Hinterkopf hinzu, kommt man auf Durchschnittslängen, wie sie z.B. einerseits für kleine Pyrenäen-Hütehunde (~ 38 bis 40 cm Widerristhöhe) und andererseits für große Pyrenäen-Hütehunde (~ 48 bis 54 cm) typisch sind. Coltons Unterteilung in große und kleine Hunde ist also sehr relativ zu sehen.

Die Schädelbreite der „kleinen“ Südwesthunde veränderte sich von 500 bis 1400 nicht nennenswert (Colton, 158), lediglich die Durchschnittsgröße wurde durch die Vermischung mit den „großen“ Hunden aus dem Westen leicht angehoben. Der „große“ Hund hat eine deutlich längere Schnauze als der „kleine“ Hund, was beim „kleinen“ Hund auf eine betont dreieckige Kopfstruktur und beim „großen“ Hund auf eine betont rechteckige Kopfstruktur schließen lässt. Wir können also mit der gebotenen Vorsicht aus Coltons Beobachtungen, die den wissenschaftlichen Anforderungen der Statistik vollauf genügen, schließen, dass der „kleine“ Amerind-Hund

im Südwesten Nordamerikas um 40 cm groß war, der damit der Bedeutung der Amerind-Wurzel **pek* ~ *niedrig, am Boden* und der alteuropäischen Wurzel **pes* ~ *Fuß* entspricht, und einen betont dreieckigen Kopf hatte, d.h. den Kriterien der Bären-Mythologie vollkommen entsprach. Wenn es auch gewagt ist, so können wir uns mit etwas Glück konkret einen heutigen Shiba-Inu als Hund des nordamerikanischen Südwestens vorstellen. Da alle Hunde aus der Alten in die Neue Welt mitgebracht wurden von den Einwanderern, können wir - mit etwas Risiko - schließen, dass es Hunde im Shiba-Inu-Typ schon vor dem letzten Kältemaximum in Eurasien gegeben haben muss. Nachdem sich die indianischen Hunde ein erstes Mal vermischt haben aufgrund rein indianischer Migrationen, steht ihnen mit der Eroberung des „neuen“ Kontinents durch die Europäer eine weitaus größere Vermischung bevor. Schlimmer noch, manche der reinen Rassen der indianischen Hunde sterben aus, so z.B. auf Haiti kurz nach der Eroberung durch die Spanier, weil die Indianer ihre Hunde in einer Hungersnot restlos aufessen mussten.

Ihr Fell soll teils wollig, teils seidig gewesen sein, wie Eroberer berichten, und es fällt ihnen auch auf, dass *none of these dogs barked* (Allen, 461). Spanische Eroberer berichten von ähnlichen Hunden in Mexiko und in Nicaragua. Sie werden verspeist, wenn auch nur zu Ehren hoher Besucher:

In Nicaragua and Mexico the Indians bred numbers of them and at their great festivals dog-meat was considered the best dish of all (Allen, 461).

Der Hund im Alltag der Indianer

Die Prärie-Indianer nutzten vor dem Pferd den Hund als Zieher des Schlittens im Winter und als Lastenträger im Sommer: Auf dem Rücken wurden zwei Zeltstangen so befestigt, dass ihre Enden auf dem Boden nachschleiften, und auf die

Stangen, aber auch zusätzlich auf den Rücken des Hundes wurde Hausgerät gepackt. Die Hunde trugen bzw. schleppten auf diese Weise 35 bis 50 Pfund:

Die Furchen fielen schon 1541 den Begleitern Coronados bei den herumziehenden Tonkaways und Comanchen der südlichen Prärien auf, und bis in die letzten Tage des freien und wandernden Indianers sind sie ein charakteristisches Zeichen seiner Anwesenheit gewesen. Im Winter zogen die Hunde Schlitten (Friederici, 363).

Es handelt sich also eindeutig nicht um eine Erfindung, die die Indianer durch irgendeinen Impuls der Europäer gemacht hätten, sondern der Einsatz der Hunde als Lastenträger und -schlepper ist originär indianisch. Da alle Materialien sowie der Hund weitgehend unverändert seit Jahrtausenden den Indianern zu dieser Nutzung zur Verfügung standen und die Herstellung einer Hundeschleppe weitgehend dieselben Handgriffe verlangt wie die Errichtung eines indianischen Zelts, kann man von einer archaischen Praxis ausgehen, die bereits im Paläolithikum präsent ist.

Der Hund in indianischen Ritualen

Die Rituale der Indianer bestehen aus Komponenten, die querbeet genutzt werden können: So sind z.B. der *Feather Dance* oder die „Opferung“ eines *Weißes Hundes* nicht auf das *Midwinter Ceremonial* beschränkt, sondern können auch zu anderen, auch privaten Anlässen durchgeführt werden. Man kann wegen der Bereitschaft der Indianer, ihre im Traum gesehenen rituellen Handlungen in der Praxis zu realisieren, von einer häufigen und spontanen Wandlung ihrer Einzelrituale ausgehen: Dies allerdings nur an der Oberfläche, denn die Tiefenstruktur der Rituale bleibt unverändert, wie bereits Tooker öfters feststellt:

However, these changes apparently most often do not radically affect the basic form of the ceremonial as can be noted in a comparison of the calendric ceremonies of the various longhouses (Tooker, 33).

Daher kann man einzelne Komponenten in äußerlich grundverschiedenen Zusammenhängen wiederfinden, und umgekehrt kann man davon ausgehen, dass eine Komponente, die hier fehlt, dort aber verwendet wird, vermutlich in früherer Zeit gleichermaßen vorzufinden war. Deshalb wäre ein Vergleich aller Einzelrituale nötig, um die Entwicklungsgeschichte des jährlichen Gesamtrituals verstehen zu können (Tooker, 5). Dieser Vergleich quer durch alle indianischen Stämme führt Ethnologen wie Speck und Tooker zu der Auffassung, dass dem jährlichen Gesamtritual trotz aller Varianten ein Grundmuster unterlegt ist. Selbst wirtschaftliche und/oder politische Katastrophen wie z.B. der schnelle Niedergang der irokesischen Macht vom 18. zum 19. Jahrhundert führen zwar zum Auftreten des Propheten Handsome Lake und zu einer gewissen Modernisierung des irokesischen Glaubens, nicht aber zu einer grundlegenden Veränderung des rituellen Grundmusters:

But the reforms introduced by Handsome Lake merely adapted Iroquois religion to changed conditions. They did not change the basic structure of the Iroquois ritual and belief system (Tooker, 3).

Auch die Veränderungen, die Handsome Lake für das *Midwinter Ceremonial* veranlasst hat, berühren nur die Oberfläche, selbst wenn die Komponente *White-Dog* gut hundert Jahre nach dem Wirken des Propheten auf dessen Empfehlung hin nicht mehr Bestandteil des *Ceremonials* war - der Prophet selbst war nur Epiphänomen einer tiefgreifenden Krise der irokesischen Gesellschaft, die durch Anpassungen an der Oberfläche

bewältigt wurde, um in der Tiefenstruktur die irokesische Identität nicht zu gefährden. Der Hund war viel zu sehr Bestandteil des indianischen Alltags wie des indianischen Glaubenssystems, um grundsätzlich als kultureller Faktor gefährdet zu sein. Der Hund ist in der indianischen Konzeption der Welt Kulturbringer und Stammvater der Menschen: Die indianische Version von der Sintflut berichtet, dass die Urmutter Chia (~ Mond) aus einer Laune eine Sintflut über die Erde kommen ließ und dass ein Hund die Menschen vor der kommenden Katastrophe warnte und der Menschheit so das Überleben ermöglichte. Während die *Dogrib* (~ *Hundsripp*-Indianer) glauben, dass die *Chippeway*-Indianer *lediglich von einem Hund geschaffen* wurden, wännen sie sich selbst als *Nachkommen von einem Menschen und einer Hündin* (Friederici, 365). Der Glaube an den Hundestammvater ist hier schon patriarchalisiert, denn es handelt sich ja „nur“ um eine Hundestammutter. Der Hund wird übrigens in der Zeichensprache der Prärie-Indianer mit dem Symbol für die Schleifspur angedeutet.

Bei den mehr sesshaften Indianern, welche nicht das Nomadenleben in den Prairien führten und daher auch keine Zeltstangen schleppten, wurde als Zeichen für Hund „die flache Hand bis zur gewöhnlichen Höhe des wolfsartigen Indianerhundes gesenkt und damit ausgedrückt, dass das Tier par excellence, das Haustier und der Gefährte des Indianers, gemeint sei (Mallery, Introduction to the Study of Sign Language among the North American Indians, 1880, 28; zitiert in: Friederici, 363).

Der Hund, *das Tier par excellence* - über seinen Rang in den indianischen Gesellschaften brauchen wir uns also keine Sorgen zu machen, allerdings muss dringend vor idyllischen Vorstellungen gewarnt werden: Die Härte, die Indianer gegen sich selbst beweisen können, war auch gegen ihre Hunde wirksam - beim *Dog-Feast* aber standen

dem Besitzer des „geopferten“ Hundes Tränen in den Augen. Neben dem Transport halfen die Hunde *in eiskalten Nächten* bei der Heizung der Winterhütte. Ihr Fell ersetzte das Handtuch: Man wischte sich nach dem Essen die Finger daran ab; die Hunde hielten das Lager der Indianer sauber, und nach ihrem Tod wurde ihr Fell verarbeitet, allerdings nicht in allen Stämmen.

Natürlich wurde der Hund als Ausweg in letzter Not auch konsumiert, was auch für Strong (1983, 33) feststeht und wie das von den Inuit auch bekannt ist - und von den Karawanen der weißen Siedler weiß man, dass auch sie manchmal *tage- und wochenlang nur von Hundefleisch gelebt* haben (Friederici, 363-64). Hundefleisch galt den Indianern - bis auf die Stämme westlich der Rocky Mountains und die Dakota-Indianer früherer Zeiten - als Delikatesse, besser als jedes Wildbret. Friederici lässt offen, ob der Hund nur Festessen vorbehalten oder alltägliches Nahrungsmittel war - die Anlässe, die Friederici nennt, wird man als unalltäglich bezeichnen:

An Gelegenheiten, ihrem Hang für Hundefleisch zu frönen, ließen es die Indianer nicht fehlen; es gab deren viele, z.B. Aufbruch zu gemeinsamen längeren Jagdzügen, Ausrücken zum Kriegen und viele religiöse Tänze und Ceremonien, bei denen Hundefleisch nie fehlen durfte (sieben Belege bei Friederici, 364).

Auch einem hohen Gast, in dem der Indianer einen Häuptling vermutet, bietet er das beste Essen: Hundefleisch. Daraus ableiten zu wollen, der Hund habe auf dem alltäglichen Speiseplan gestanden, ist abwegig. Eine ethnographische Parallele: Auf Ostindonesien bieten die Tana Wai Brama nur ihren Gästen Hundefleisch an: ... *dogs are killed and prepared as food only when a household entertains a guest* (Lewis, in: Howell, 1996, 119). Es müsste allererst geklärt werden, ob diese Restriktion auch bei den

Indianern besteht, bevor man von alltäglichem Hundekonsum ausgehen kann. All diese Gelegenheiten, die Friederici aufzählt, kann man daher ohne nähere Prüfung nicht als alltäglich bezeichnen: Der Verzehr von Hundefleisch scheint zum Ritual zu gehören, wie vermutlich ebenfalls eine rituelle Tötung und kein einfaches Abschlachten des Hundes dem Festessen vorausging. Friederici bemerkt selbst (364), dass die Sitte, Hunde zu „opfern“, *häufig und weit verbreitet war, besonders bei den Stämmen der Algónquin-Sprachfamilie*, die als erste Welle von Nordostasien aus Nordamerika besiedelte. James A. Tuck hat 1971 in seiner *Onondaga Iroquois Prehistory* die in verschiedenen präkolumbianischen Siedlungen gefundenen Knochenreste von Säugetieren, Vögeln und Fischen aufgelistet und ausgewertet - die Knochen der Säugetiere verteilten sich so, dass der Hauptanteil durchgängig vom Weißwedelhirsch gestellt wurde und der Hund fast immer nur mit einem einzigen Exemplar vertreten war:

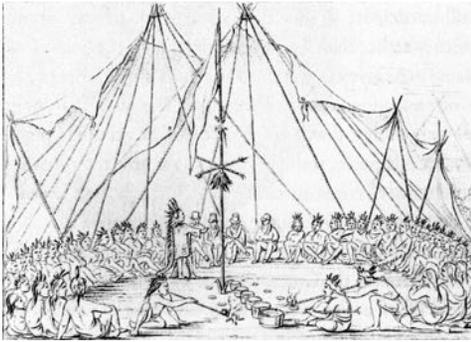
Es dürfte nach dem Studium dieser Tabellen (> rechts) deutlich sein, dass der Hund kein alltägliches Nahrungsmittel der Irokesen, sondern ihren großen Festen vorbehalten war. Die *Tänze und Ceremonien* wertet Friederici als zuweilen höchst unappetitlich und zitiert ausführlich aus Catlins *Letters and Notes* von 1844 über die Sitten der nordamerikanischen Indianer, die vor aller Augen zwei Hunde schlachteten und steckten

... ihre Herzen und Lebern, unzerstückt und ungekocht, ungefähr in Mundreichhöhe auf zwei Stöcke ... Dann wurden jene in zolldicke Streifen zerschnitten und blieben so, blutig und schmutzig wie sie waren, an den Stöcken hängen. Ein angeregter Tanz nahm dann seinen Anfang, und alle durcheinander gaben in tiefen Brusttönen einen Gesang von ihren Heldenthaten in einer Weise von sich, dass es fast ohrenbetäubend war. Paarweise tanzten sie dann an die Stöcke heran, spuckten ein

Sechs Fundorte aus fünf verschiedenen Phasen der irokesischen Frühgeschichte von 1.290 ± 60 bis ca. 1.500: Der Hund gehört in der Fundstatistik zu den selteneren Säugetieren:

Fundort	Species	Knochenzahl	Bemerkungen
Cabin Site	White-tailed Deer	1.043	at least 30 adults
	Beaver	8	01 adult
	Chip Munk	3	02 adults
	Dog	2	01 adult
	Racoon	3	02 adults
	Black Bear	7	at least 02 adults
	Red Fox	1	01 adult
	Cottontail Rabbit	3	01 adult
	Porcupine	7	01 adult
	Striped Skunk	1	01 adult
	Muskrat	7	02 adults
	Woodchuck	4	02 adults
	Eastern Grey Squirrel	9	at least 06 adults
	Red Squirrel	1	01 adult
	Meadow Vole	3	01 adult
Furnace Brook Site	White-tailed deer	860	18 adults
	Beaver	5	01 adult
	Dog	3	at least 01 adult
	Black Bear	4	01 adult
	Cottontail Rabbit	3	01 adult
	Porcupine	7	01 adult
	Muskrat	5	02 adults
	Woodchuck	3	01 adult
	Eastern Grey Squirrel	15	04 adults
Meadow Vole	23	06 adults	
Howlett Hill Site	White-tailed Deer	47	at least 01 adult
Bloody Hill Site	White-tailed Deer	293	at least 06 adults
	Beaver	2	01 adult
	Dog	9	at least 02 adults
	Porcupine	6	at least 01 adult
	Man (Homo sapiens)	03	01 adult
Burke Site	White-tailed Deer	136	at least 04 adults
	Beaver	6	01 adult
	Dog	1	01 adult
	Porcupine	17	at least 03 adults
	Striped Skunk	4	01 adult
Cemetery Site	White-tailed Deer	177	at least 05 adults
	Beaver	4	01 adult
	Dog	1	01 adult
	Porcupine	2	01 adult
	Racoon	1	01 adult

Tabellen in: Tuck, 44, 70, 89, 118, 135, 146.



Das „Hundefestessen“, das die Sioux zu Ehren von George Catlin (1834) veranstalteten: Jeder Teilnehmer hatte einen hölzernen Teller, gefüllt mit Hundefleisch, das in einer Suppe schwamm, und einen Löffel aus dem Horn des Büffels geschnitzt. In: Schwartz, 90.



Mitglieder eines Stamms aus dem Mittleren Westen bei einem Hundezereoniell: Die Hunde sind lang- bis zotthaarig und schwarz-weiß gescheckt (nach Young, um 1890). In: Schwartz, 86.

*paarmal auf Lebern und Herzen, erfass-
ten ein Stück mit den Zähnen, bissen es
ab und verschlangen es. Dies alles geschah
nach der Musik unter Beibehaltung des
Tanztaktes und ohne ihren Gesang zu unterbrechen.
Jeder einzelne biss auf diese Weise ein Stück
Fleisch ab und verschlang es, bis alles, mit
Ausnahme von zwei letzten Fetzen, von den
Stöcken herunter war. Diese nahmen zwei von
ihnen in den Mund, brachten sie auf diese
Weise an die Lippen der beiden Musikanten,
und diese fraßen sie auf“ (Catlin, 1844, II,
136-37, zitiert in: Friederici, 364).*

Friedericis (ab)wertende Haltung wird spätestens durch das letzte Verb verdeutlicht, aber so unrecht hat er gar nicht, auch wenn ihm sein Unverständnis nicht noch positiv angerechnet werden sollte: Es wird doch deutlich, dass die Tanzenden sich weitgehend in Hunde verwandeln, denn sie *erfassen ein Stück mit den Zähnen, bissen es ab und verschlangen es*, wie Hunde es täten. *Jeder einzelne biss auf diese Weise ein Stück Fleisch ab und verschlang es*: Kein Wunder, dass die beiden letzten Stücke auch *aufgefressen* und nicht gegessen wurden - aber nicht wegen des angeblichen Untermenschentums der Dakota-Indianer, wie es in

der Übersetzung Friedericis unterschwellig und rassistisch anklingt, sondern aus dem bestimmten Grund, dass das Ritual den Tanzenden hundartiges Verhalten offensichtlich vorschreibt. Es gibt in Indien ein ähnliches Ritual (> II), in dem die Teilnehmer zusätzlich zur Imitation des hündischen Fressverhaltens sich wie Hunde auf allen Vieren bewegen, aber dazu bellen, statt Abenteuer zu erzählen. Catlin selbst hat sich objektiver geäußert: Das Fest war gedacht als ein

very high and marked compliment ... I feel authorized to pronounce the „dog-feast“ a truly religious ceremony, wherein the poor Indian sees fit to sacrifice his faithful companion to bear testimony to the sacredness of his vows of friendship, and invite his friend to partake of its flesh, to remind him forcibly of the reality of the sacrifice, and the solemnity of his professions (Catlin, in: Pferd, 96).

Es wird deutlich, dass der feierlich getötete und verzehrte Hund von den Indianern als pars-pro-toto ihrer selbst aufgefasst wird, wie die Inuit Hunde oder Teile von Hunden als Teil ihrer selbst „opfern“. Dass den Indianern dieses Ritual unendlich viel bedeuten muss, sieht man an diesem Detail:

I have seen the master take from the bowl the head of his victim (~ der Hund), and descant on its former affection and fidelity with tears in his eyes (Catlin, in: Pferd, 97).

Beim Zeremoniell zur Eröffnung eines Krieges, der *Dog-Feast War Ceremony*, wird Hundefleisch verzehrt, weil das die Krieger mutiger macht (Morrison, 265). Nach dem Sieg bewahrt der Wabanaki-Indianer die erbeuteten Skalps als Trophäen auf: Bei Festen schmücken sie sich mit den Skalps, die sie um den Hals oder am Gürtel tragen - *and for very rage they sometimes bite at them (Lescarbot (1618), in: Morrison, 267)*. Hündisches Verhalten also auch nach dem Sieg.

Wenn Friederici dem hündischen Verhalten der Indianer mit Verständnis begegnen will, muss er die Opfer-Terminologie bemühen, die ja ihrerseits auch westlich-christlich geprägt ist - seinem Verständnis steht also einiges im Wege: Die Sitte, Hunde zu *opferrn*, sei verbreitet bei den Stämmen der Algonkian-Sprachfamilie und

bei den Neu-England-Indianern, Chipeways, Ottawas, Illinois, Crees, aber ebenfalls bei den Huronen-Irokesen und Sioux. Die üblichsten Formen des Opfers waren Ertränken oder Erwürgen mit darauf folgendem Aufhängen an einer hohen Stange. Die erste Form wurde gewöhnlich von den Stämmen an den kanadischen Seen angewendet, wenn sie in ihren zerbrechlichen Kanoes vom Sturme überrascht wurden und um Besänftigung der Wellen beteten. Sonst waren Heilung von Krankheit, Erfolg im Kriege oder auf der Jagd, Glück auf langen Reisen die Wünsche, welche man durch ein Hundopfer unterstützen wollte (Friederici, 364).

Statt von einem Opfer zu reden, ziehe ich es gemäß der *pars-pro-toto*-Theorie vor, zumindest im Sturm- und Krankheitsfall den Eintritt einer schlechten Konjunktion anzu-

nehmen, d.h. die Einheit Mensch-Hund ist von einem übelwollenden Geist negativ besetzt, und indem aus dem Ganzen Mensch-Hund ein Teil, nämlich der Hund, abgespalten wird, also eine Disjunktion herbeigeführt wird, geht der übelwollende Geist auf diesen Teil über, mit dem er eine neue negative Konjunktion bildet, die den/die Menschen nicht mehr betrifft. Natürlich haftet der Abspaltung auch der Aspekt des Opfers an, aber der Vorgang erschöpft sich nicht in diesem Aspekt. Wichtig ist auch der unblutige Tötungsvorgang durch Strangulation: Der Hund wird nicht zerstört, sondern bleibt intakt, sein Atem (> Äther) bleibt in ihm enthalten. Umgekehrt versucht man, eine neue, und das heißt, positive Konjunktion zwischen sich und einem für den Erfolg des Krieges bzw. der Jagd oder Reise zuständigen Geist herzustellen, indem man die Ganzheit Mensch-Hund auflöst, also eine Disjunktion herbeiführt, auf dass an ihre Stelle die neue Ganzheit Mensch-Geist treten möge. Friederici widerspricht sich übrigens, da er die unblutige Hundetötung als Mittel zur Erfolgsicherung im Krieg betrachtet und zu Beginn des vorigen Abschnitts (auf derselben Seite 364) den blutigen Tötungsvorgang des Hundeschlachtens an den Beginn von Jagdzügen und Kriegen stellt.

In die mittlere Woodland-Periode (-200 bis 400) datiert Anne-Marie Cantwell dreißig Hundegräber aus vierzehn Fundorten in Illinois. Die Hunde sind in einem Zeremoniell beigesetzt worden, das sonst für menschliche Tote reserviert ist. Die Hunde sind meist in einem separaten Grab je Individuum mit den für Menschen typischen Grabbeigaben wie Perlen, aber auch mit Jagdwerkzeugen und Nahrung, aber meist fern der menschlichen Gräber beerdigt (Cantwell, 486) - der Hund hatte also in diesen Fundstätten nicht die Funktion des Seelengeleiters - vielleicht deshalb nicht, weil man sich eventuell wie die Huronen vorstellte, dass auch alle Hunde in die himmlische Welt der Toten zu Yoscha und seiner Großmutter Ataensiq zurückkehren: Dabei nehmen Menschenseelen und

Hundeseelen zwei verschiedene Wege - die Menschenseelen nutzen die *Atiskein Andahatey* (~ *Weg der Seelen* ~ die Milchstraße), während die Hundeseelen auf einem Pfad in der Nähe der Milchstraße wandern, auf der *Gagnenon Andahatey* (~ *Hundestraße*; *Gagne* > 10: Etymologisch aus *KUAN* wie lat. *canis*), wie der französische Missionar Sagard-Théodat 1632 von den Huronen erfahren hat. Die Hunde wurden in Illinois wie Menschen beerdigt, aber dort, wo die Menschen leben. Einige Hunde sind in Decken eingewickelt worden, sie wurden in eine bestimmte Position gebogen, die auch in Hundegräbern anderer Fundorte festgestellt wurden (Cantwell, 484). Einer der Hunde hatte ein beträchtliches Alter, er muss lahm und zahnlos gewesen sein. Neben Scherben eines Gefäßes fand man bei ihm auch drei kopflose Tonfiguren vierbeiniger Tiere. Das Ensemble war mit gebranntem Lehm abgedeckt. Nur in drei Fällen war der Hund einem menschlichen Leichnam mitgegeben, wovon einer besonders bemerkenswert ist: Die menschliche Leiche war ohne Kopf bestattet worden, aber an der Stelle ihres Schädels war ein Hund beigesetzt worden (Cantwell, 489). In gewisser Weise erscheint dieser Tote als hundeköpfiger Mensch. Hunde, die mit Menschen oder in separaten Gräbern bestattet wurden, hat es auch schon in der Archaischen Periode gegeben (Cantwell, 480). Individuelle Hundegräber sind auch aus der Späten Woodland-Phase bekannt. Aber dass Hunde wie Menschen bestattet wurden, ist bislang auf die Fundorte in der Region des Mississippi und des Illinois begrenzt und einzigartig in den archäologischen Funden in Nordamerika. Nimmt man aber zum besseren Verständnis ethnographische Parallelen aus der Region von San Francisco hinzu, wo die Stämme der Kato, Lassik und Yuki *most of their dogs in trade* erwerben, die Hunde aber *regarded as valuable, and buried them like persons, sometimes with shell money* (Kroeber, 1941, 7), dann könnte man zu dem Schluss gelangen, dass auch die Menschen der Mittleren Woodland-Periode an Illinois und Mississipi

pi ihre Hunde zwar als sehr wertvoll einschätzten, sie aber nicht selbst züchteten. Gerade in Hunde züchtenden Stämmen wäre der Aufwand enorm, wollte man jedem toten Hund diese Ehren erweisen. Wahrscheinlicher ist es deshalb, dass der Hund zwar wertvoll, aber selten gewesen sein muss. Kroeber meint 1941, dass in Bezug auf die Stämme bei San Francisco gilt:

We must rather conclude that the tribes of this area first lost the habit of keeping dogs, and then sporadically began to reimport individual animals as something curious and interesting. What caused the loss is obscure (Kroeber, 1941, 7).

Daraus darf man nicht ableiten, dass der Hund jenen Stämmen ursprünglich unbekannt gewesen sei: Sie haben in ihrer Sprache eine originäre Bezeichnung für *Hund*.

Theoretically, they might never have had them (~ the dogs). This however is extremely improbable because Athabaskans, Hokans, and Penutians elsewhere - the overwhelming majority of tribes in these stocks - all kept dogs. It is possible that the linguistically isolated Yuki never had dogs and that from them the outer tribes of the region learned to do without (Kroeber, 7, FN 9).

Kroeber widerspricht sich, wenn er zuerst die Yuki zu den Stämmen zählt, die die Hunde zwar importieren und wie Menschen beerdigen, um die Yuki einige Abschnitte danach zu einem Stamm werden zu lassen, der den benachbarten Stämmen gezeigt habe, wie man auch ohne Hund zurechtkommt. Vermutlich haben alle diese Stämme den Hund früher als Begleiter gehabt, dann aber aus unbekanntem Grund (Epidemie?) den gesamten Bestand verloren und sich wohl oder übel (eher übel) ohne Hund eingerichtet, bis sie die Möglichkeit hatten, sich wieder mit Hunden zu versorgen, die Tradition der Zucht aber verloren hatten.

9.4 Der Hund als Nutztier in der Paläokultur?

2. Der Hund als Woll-Lieferant und Jagdgehilfe



Schon die frühesten europäischen Besucher der Nordwestküste Nordamerikas berichten übereinstimmend, dass die Indianer neben Pelzen auch Kleidungsstücke aus dem Bast der Zeder und aus Hunde- und Bergziegenwolle herstellen und tragen. Manche haben den Stoff und die aus ihm hergestellten Kleider mit ihren eigenen Kleidern verglichen: Zwar seien die indianischen Textilien aus Hundewolle viel langlebiger als die europäischen Kleider, aber bei weitem nicht so angenehm zu tragen (Howay, 89). Das dürfte auch der Grund für das Aussterben sowohl der Produktion von Hundewolltextilien als auch der diese Wolle liefernden Hunderasse sein: Als um 1858 die ersten Goldsucher im äußersten Nordwesten der Vereinigten Staaten ankamen, mussten sie leider feststellen, dass

the natives appear to have lost the art of weaving these blankets, the blankets themselves were very scarce and difficult to obtain, and the wonderful dog had become almost extinct (Howay, 91).

Einer der letzten Zeugen, die ein Exemplar dieser Rasse gesehen haben, ist der erste Postmeister der Stadt Vancouver in British Columbia, der 1862 berichtet,

that, soon after his arrival, he was present at a large „potlatch“ (~ Umverteilung von Gütern - meist nach einem Todesfall, aber auch als jährliches Ritual) in the vicinity, and that during the ceremonies he saw one of the actors devour, or pretend to devour, alive, a small, white long-haired dog of a species that he had never seen before amongst them (in: Howay, 91).

Ausschließen kann man nicht, dass die jetzt nutzlosen Hunde aufgegessen wurden, obwohl von den Stämmen im Nordwesten berichtet wird, dass Hundemahlzeiten - ohnehin nur aus besonderen Anlässen - bei ihnen nicht Sitte seien. Dagegen spricht auch, dass der Hund noch lebendig war und der *actor* ... wahrscheinlich nur *pretends to devour the dog*; vielleicht hat sich also ein Indianer nur einen Spaß erlaubt - eher ist von einem gemilderten Ritual auszugehen, zu dem es viele indianische Parallelen gibt (> 480).

Jedenfalls werden die *small, white long-haired dogs* nach den 1870er Jahren nicht mehr bezeugt. Das Verbreitungsgebiet des *Clallam-Dog* (~ Wollhund) war scheinbar sehr klein, da er nur ab dem südlichen Ende von *Vancouver Island* über die *Queen Charlotte Islands*, die *Strait of Juan de Fuca*, den *Puget Sound*, den *Gulf of Georgia* bis zum *Fraser River* durch Dokumente belegt ist, die meist von den ersten Erforschern der Region ab 1774 hinterlassen wurden, auch von James Cook - zunächst nur indirekt durch die genaue Beschreibung der indianischen Textilien, später dann auch durch explizite Erwähnung der hündischen Wolllieferanten.

Aber Gustafson (27) erwähnt, dass die Webtechnik nicht nur den Küsten-Salish, sondern auch fast allen benachbarten Stämmen bekannt war bis auf die Haida und Kwakiutl - die Haida-Indianer, ein Na-Dene-Stamm, auf Queen Charlotte Island, haben eine *Society of the Brave Dog*, in der Männer und Frauen Hundetänze *to the present day* (~ 1950er Jahre) vollführen, um den Mut und die Intelligenz des Hundes auf sich



Gebiete verschiedener Stämme im Nordwesten Amerikas. In: Gustafson, Fig. 3.

zu übertragen (Lawler, 27), aber sie betrachteten den Hund wohl nicht als Wolllieferanten, eher als Mutspender für ihre wikingenhaften Raubzüge. George Vancouver berichtet 1792 von:

... about forty dogs in a drove, shorn close to the skin like sheep ... the dogs belonging to this tribe of Indians were numerous, and much resembled those of Pomerania, though in general somewhat larger. They were all shorn as close to the skin as sheep are in England; and so compact were their fleeces that large portions could be lifted up by a corner without causing any separation. They were composed of a mixture of a coarse kind of wool, with very fine, long hair, capable of being spun into yarn. This gave me the reason to believe that their woolen clothing might in part be composed of this material mixed with a

finer kind of wool from some other animal, as their garments were all too fine to be manufactured from the coarse coating of the dog alone. The abundance of these garments among the few people we met with, indicates the animal from whence the raw material is procured to be very common in this neighbourhood; but as they have no one domesticated excepting the dog, their supply of wool for their clothing can only be obtained by hunting the wild creature (the mountain goat) that produces it; of which we could not obtain the least information (Vancouver, 1792; in: Gustafson, 79).

Halten wir fest: Die Hunde liefern nur einen Teil der Wolle, die zur Kleidung verarbeitet wird. Den anderen Teil bringt die Jagd auf wilde Bergziegen. Paula Gustafson, die den Anteil des Hundes an den Textilien der Salish grundsätzlich bestreitet (81), baut in ihrer Argumentation zunächst den Popanz von nur aus Hundewolle gefertigten Textilien auf, um aus dem offensichtlichen Mangel solcher Textilien auf die Nichtbeteiligung des Hundes an der Bekleidungsproduktion überhaupt schließen zu können. Die Leser können selbst feststellen, dass Gustafson sich in den Rücken fällt, wenn sie berichtet, dass sie

... still looking forward (ist) to examining a Salish dog hair blanket. With the exception of one such blanket collected about 1893 at the Makah village at Neah Bay ..., I have not been able to trace any other Northwest Coast blanket in which either the warp or weft yarns were made primarily from dog hair (Gustafson, 79).

Gustafson hat also ein Exemplar selbst nachweisen können und mindert so ihre These von der prinzipiellen Abwesenheit des Wollhunds. Zum Schluss dieser Passage schrumpft ihre grundsätzliche Negation auf die Suche nach einer *hauptsächlich* aus dog

hair gemachten Textilie. Damit gibt sie zu, dass - wenn überhaupt - nur gemischte Textilien zu suchen und zu finden sein können. Und Vancouver invertiert den maximalen Anspruch Gustafsons in einen *supply of wool for their clothing ... only obtained by hunting the wild creature*: Das bedeutet angeblich, dass die Bergziege den größeren Anteil lieferte, und nichts anderes wurde ja bislang behauptet, ausgenommen von Gustafson, die nach der vergeblichen Suche nach reinen Hundewolltextilien zu dem Schluss kommt:

... the spinning of pure dog hair by the traditional Salish method would be difficult to the point of frustration ...,

um dann scheinbar einzulenken auf den Standpunkt, der vor ihr schon von allen anderen Augenzeugen überliefert wurde:

A strong dog hair yarn would have to be a thick yarn, unless the hair was mixed with longer and more tenacious fibres from some other animal or plant (Gustafson, 83).

Aber selbst diese Beimischung stellt sie in Abrede und dazu die Existenz des Wollhunds überhaupt. Zusätzlich bezweifelt sie auch die Bilddokumentation (> 474-5), die der Maler Paul Kane uns vererbt hat:

In fact, both his original watercolour, on which the painting is based, and another sketch, show a quite different type of dog (Gustafson, 81).

Ich überlasse es den Lesern, den Wahrheitsgehalt dieser letzten Bemerkung an den Bildern Kanes zu überprüfen. Kane hat die Herstellung der Hundetextilien sehr genau geschildert, und es gibt ein Ölgemälde, das im Hintergrund eine Indianerin zeigt, wie sie aus Wolle Garn macht. Im Mittelgrund arbeitet eine Frau am Webstuhl, links steht ihr Baby in einer Tragetasche, und im Vordergrund sehen wir einen frisch geschore-

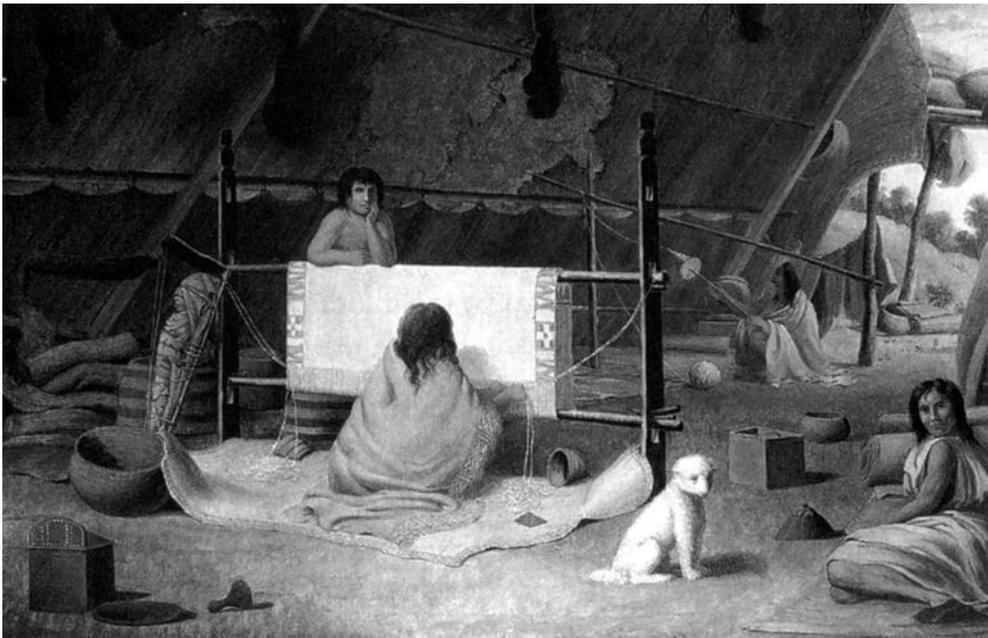
nen Hund. Dieses Gemälde wurde erst 1855 fertiggestellt, und Gustafson meint, Kanes Erinnerung habe einige Komponenten zusammengetragen, die so nicht zusammengehören. Sie stellt mehrere Aquarelle Kanes, die er während seines Aufenthalts 1846-47 bei den Salish anfertigte, gegen das Ölgemälde von 1855 mit dem Ziel, den dargestellten Hund als den typischen Koyoten der Region zu enttarnen - sie merkt nicht, dass schon die Fellfarbe für ihre Idee ein Problem darstellt.

Da man aber 1998 (Koop, 281 & 282) alte DNA des Wollhundes analysiert hat, weiß man, dass er erstens ein Hund und zweitens von Asien mitgebracht worden sein muss, während der Salish-Dorfhund angeblich in Nordamerika domestiziert wurde.

Und wenn man nun noch die Tatsache hinzunimmt, dass die Ursprungsregion der asiatischen Einwanderer weitgehend identisch ist mit der Heimatregion der Samoyeden, gewinnt die Vermutung an Wahrscheinlichkeit, dass der Salish-Wollhund nicht nur im Phänotyp, sondern auch genetisch ein naher Verwandter des samojedischen Hüte- und Schlittenhundes ist.

Dass Gustafson doch nicht ganz Unrecht hat mit der Vermutung, Kane habe 1855 einige Komponenten verwechselt, kann ich belegen, allerdings nicht in Gustafsons Sinn. Der Kopf des Wollhundes entspricht nicht, wie Gustafson suggeriert, dem regionalen Typ des Koyoten, sondern dem Kopf des Salish-Dorf- und Jagdhundes, wie die forensische (~ gerichtsmedizinische) Rekonstruktion zeigt. Dass Gustafson in der Tat eine neurotische Um-Schreibung der textilen Realität betreibt, werden wir weiter unten sehen. Spanische Segler berichten jedenfalls 1792:

The Indians also offered new blankets which we afterwards concluded were of dog's hair, partly because when the woven hair was compared with that of those animals there was no apparent



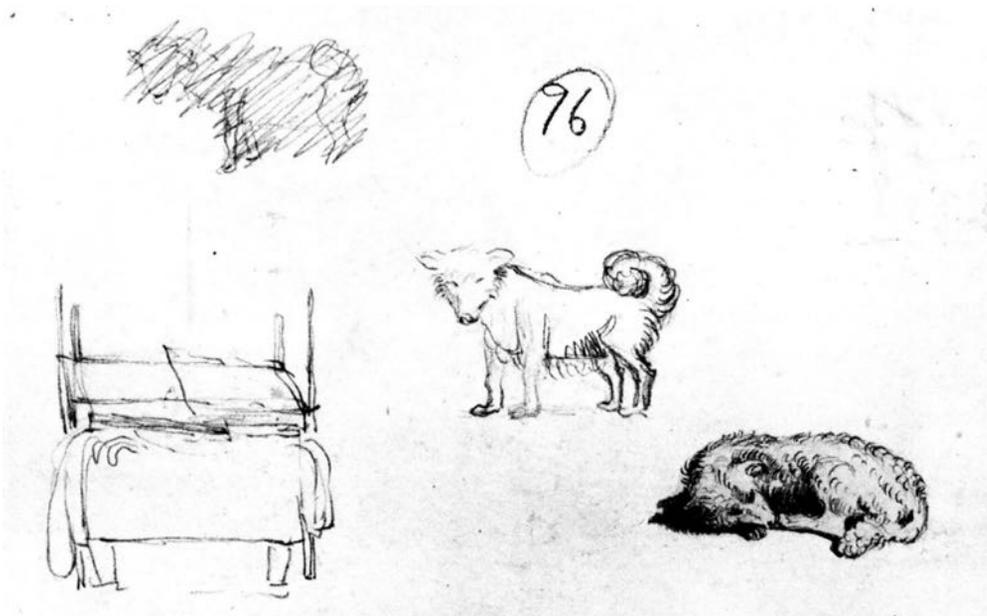
difference, and partly from the great number of dogs they keep in those vil- lages, most of them being shorn. These animals are of moderate size, resem- bling those of English breed, with very

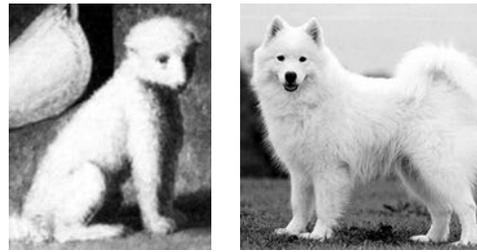
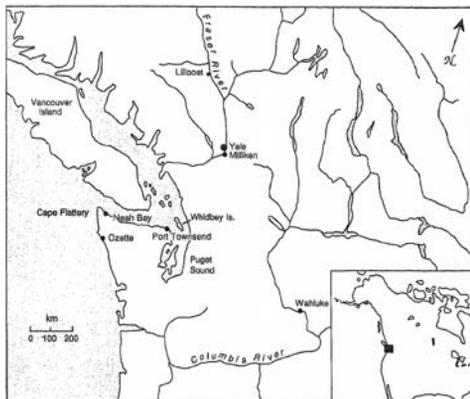
thick coats, and usually white: among other things they differ from those of Europe in their manner of barking, which is simply a miserable howl (in: Howay, 87).





Links: Ein Clallam-Woll-Hund der Küsten-Salish bei M. Schwartz: Das Ölgemälde von Paul Kane aus dem Jahr 1846. In: Schwartz, 58. Oben: Ein Aquarell, von Kane 1846 bei den Salish gemalt. Links unten: Ein Aquarell von Kane, bei den Clallam gemalt. Unten: Eine Skizze Kanes, 1847 angefertigt. In: Gustafson, Fig. 61, 62 & 63.





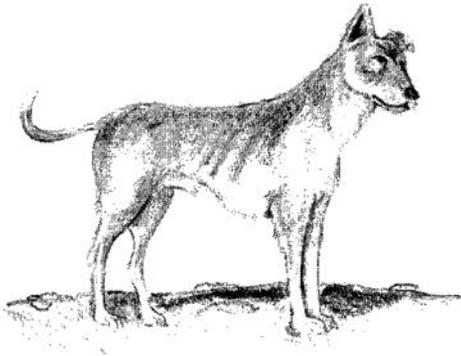
Ausschnitt aus Kane (1855): Ein Wollhundwelpen - man vergleiche ihn mit dem forensisch rekonstruierten Welpen (> 477, rechts außen); rechts: Ein Samoyeden-Hund. In: Royal Canin, 2, 58. Links: Übersicht über die Fundorte in der Wollhund-Region. In: Schulting, Fig. 1.

Verweist die oft gemachte Feststellung, die indianischen Hunde könnten nicht bellen, nur heulen, auf einen dingo-artigen Urtyp, zu dem auch der afrikanische Basenji zu zählen ist, so denkt man bei der Schilderung der Felltextur an alte Fotos von weißen Puli und Komondor, die zotthaarige Hunde mit relativ freiem Kopf zeigen. Ein Stamm am Fraser River ... *used to keep flocks of these curs which they periodically clipped like sheep* (Howay, 88), Andere Forscher stellen über die Indianer an diesem Teil der pazifischen Küste fest:

They have a peculiar breed of small dogs with long hair of a brownish black and a clear white. These dogs are bred for clothing purposes (in: Howay, 90).

Wurde die Wolle des Hundes als hauptsächlich von weißer, schwarzer und intensiv gelber (Howay, 86) Farbe beschrieben, so erwähnen fast alle Augenzeugen, dass die Bergziegen ihren Anteil zur Textilproduktion bei den Salish beisteuern. Da diese Ziegen die Komponente eines Rituals sind (Gustafson, 81), die wollliefernden Hunde aber nicht, könnte man schließen, dass der Anstoß zur eigenständigen Erfindung der Webtechnik dem Fell der Bergziege zu verdanken ist und dass der Hund erst sekundär von den Salish auf reine Wollleistung selektiert wurde. Da man steinerne Spinnwirteln (aus Steatit) am Fundort Milliken (bei Yale)

zwischen 500 und 1.200 datieren kann (Gustafson, 18), könnte die Webtechnik von den Salish und/oder einem ihrer Nachbarstämme bereits in der Steinzeit erfunden worden sein. Warum scheint das Vorkommen dieses Wollhunds auf die Küsten-Salish beschränkt zu sein? Haben sie ihn von asiatischen Seglern bekommen, die nur bei ihnen kurz Station machten, um dann wieder die Heimreise anzutreten, wie Howay vermutet, an den Japan Chin denkend? Warum sollten diese Touristen gleich ein Paar der kleinen Wollhunde mitgebracht haben? Waren sie als Geschenk gedacht? Brachte man auch den Webstuhl passend zum Hundepaar mit? Kann Howay sich diese Technologie nur importiert vorstellen, weil er den Indianern die selbständige Erfindung nicht zutraut? Warum also bleibt das Vorkommen dieser Art von Textilproduktion auf einen kleinen Ausschnitt der Pazifik-Küste begrenzt, sieht man von den Zuni und Chono in Südchile ab? Weil die anderen Indianerstämme genügend andere Ressourcen zur Pelz- und Textilherstellung haben? Howay ist nicht ganz stringent, wenn er das auffällig reduzierte Vorkommen der Wollhunde am Schluss seines Artikels auf die Küsten-Salish fixiert, denn er (84) schließt trotz gegenteiliger spanischer Berichte ausdrücklich Wollhunde bei dem benachbarten Stamm der Nootka nicht aus, da die Spanier laut Logbuch sich nur zwölf Stunden bei Santa Margerita aufgehalten haben:



Forensische Rekonstruktionen des Salish-Dorfhundes (links) und des Salish-Wollhundes (rechts) von Cpl. Cameron Pye, Royal Canadian Mounted Police, Vancouver: Während die Vorfahren des Wollhundes aus Asien mitgebracht wurden, soll der Dorf- und Jagdhund in Nordamerika domestiziert worden sein. Ich nehme eher an, dass der Dorfhund ebenfalls aus Asien mitgebracht wurde und sich mit Wölfen vermischt hat: Daher die Seltenheit des Wolfhaplotyps (> Text). Die Rekonstruktion von Kopfstruktur und Körperbau des Wollhundes entspricht auffallend der Struktur des Samoyeden - diese Parallele wird von Koop u.a. nicht aufgezeigt (> linke Seite). W. Pferd nimmt an, dass der Wollhund aus sibirischen und Inuit-Hunden abgeleitet ist. In: Koop, Fig. 3.

The Spaniards were only at Nootka for about twelve hours; had their stay been longer they would doubtless have discovered that these people also had woven woolen materials (Howay, 84),

und von James Cooks Aufenthalt, der wesentlich länger dauerte, nämlich vom 29. März bis 26. April 1778, wird berichtet, dass man Indianer mit *woolen garments* ange-troffen habe, wenn auch diese *garments ... little in use* waren. Und obwohl Cooks Reiseprotokollant nichts über den Ursprung dieser Textilien schreibt und Hunde ausdrücklich als nicht vorhanden bezeichnet, stellt ein anderer Mitreisender, Ledyard, von *Cook's Last Voyage* fest, dass

the natives ... besides the bark garments they had another kind „principally made with the hair of their dogs, which are almost white and of the domestic kind“ (Howay, 85).

Vielleicht waren Cook und seine Leute zu einer Zeit bei den Indianern, als die Hunde frisch geschoren waren und in den Hütten gehalten wurden. Gustafson aber leugnet

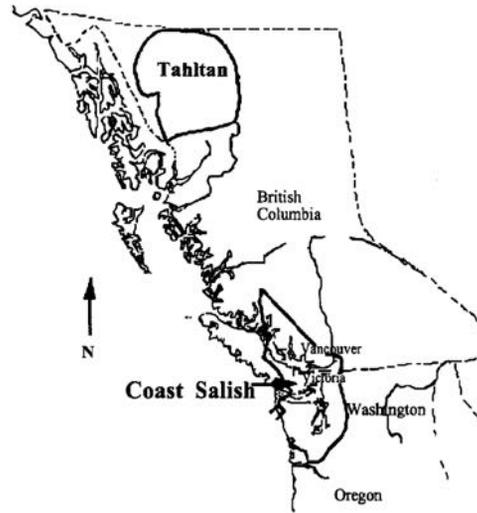
grundsätzlich die Glaubwürdigkeit aller Augenzeugenberichte von George Vancouver über James Cook bis zu Paul Kane, um ihre These zu bewahrheiten, der indianische Wollhund sei eine Erfindung. Das grenzt für mich an Paranoia:

Wenn Howay die Langlebigkeit der Textilien aus Hundewolle hervorhebt, behauptet Gustafson, sie seien kaum herstellbar und schon gar nicht lange haltbar usw. Lassen wir Gustafson (16-7) mit ihrer fixen Idee in Ruhe: Sie nimmt immerhin zur Kenntnis, dass 1966 in Ozette (> 476: Karte), einem vor 300 bis 500 Jahren von einer Schlammlawine pompejiähnlich überrollten Dorf, vermutlich der Makah, Spinn- und Webgeräte und Textilien gefunden wurden.

Die in Ozette gefundenen Hunde ließen sich auf zwei wohl unterschiedene Gruppen aufteilen, und zwar hinsichtlich der Zahngrößen als auch morphologischer Kriterien, und zwar in *a non-overlapping bi-modal distribution*, woraus man zu Recht auf *two distinct breeds of domesticated dog from a prehistoric stratigraphic unit* geschlossen hat:



Indiz für Paläo mentalität: Ein klassisches Motiv des Uroboros (~ „Schwanzfresser“ = Kreislauf der Selbstzeugung; > 410-11: Text) auf Textilien der Salish-Indianer. In: Gustafson, 102.



The upper historic levels do not show this bimodal distribution in carnassial size, and, most importantly, it is the smaller breed - the one Gleeson believes represents the „wool dog“ - which has disappeared (Schulting, 61).

Der bislang älteste Siedlungsplatz im Nordwesten wurde in Yale (British Columbia; > 476: Karte) gefunden - er wurde auf -7.000 datiert. Die Besiedlung der Küste erfolgte vom Landesinnern in vermutlich zwei Wellen, die vielleicht den beiden großen Immigrationswellen von Asien nach Nordamerika entsprechen: Eine Welle, und es ist vermutlich die ältere, folgte den Flusstälern des Fraser- und Bella Coola-River und teilte sich ethnisch auf in die Interior-Salish, die Küsten-Salish, die Bella Coola, die Makah und die Nootka; die andere Welle, die vermutlich zur NaDene-Immigration gehörte, folgte den Nass- und Skeena-Flusssystemen und differenzierte sich aus in die Haida, Tsimshian und Kwakiutl. Haida und Kwakiutl werden ausdrücklich erwähnt als Stämme, die keine Textilien aus Hundehaar herstellen. Allein für die Salish unterscheidet man 23 Sprachen, was ebenfalls auf eine

sehr frühe und sehr langsame Besiedlung der Region hinweist. Die Salish ließen sich in einem Gebiet nieder, das reich an Nahrungsressourcen und von einem milden Klima geprägt war. Sie errichteten ihre Dörfer am Ozean und an den Flüssen *which were the source of abundant fish* (Gustafson, 18).

Das Szenario einer fischreichen Region kann parallelisiert werden mit der Siedlungspraxis der paläo-sibirischen Hundezüchtervölker - es scheint die Vorbedingung für relative Sesshaftigkeit und Hundezucht großen Stils bei den Jäger-Fischer-Sammle-rinnen-Kulturen zu sein. An einem Fundort am Keatley Creek bei Lillooet (> 472: Karte), dessen Schichten zwischen -50 und 1150 datiert sind (Schulting, 66) hat man *fish bone in dog coprolites* gefunden, und diese Kotreste

clearly show that domestic dogs were being fed salmon, or more likely, were scavenging scraps (Schulting, 66).

Eine in Ozette gefundene Spinnwirtel aus Walknochen *shows the head of a bear, the shaft orifice forming his open mouth*



Einer der letzten Tahltan Bear Dogs im kanadischen Nordwesten. Links: Lokalisierung des früheren Tahltan Bear Dog-Vorkommens. In: Koop u.a., 272, Fig. 1 (Foto von Winnie Acheson, 1969) & Fig. 2.

(Gustafson, 23). Das Bären-Zeremoniell lässt grüßen, und ebenso die Tendenz, die beiden Hauptnahrungsspender im Geschenkritual komplementär zu behandeln: Wal und Bär. Wir können also bei den Nordwest-Stämmen eine paläo-mentale Tradition annehmen, wie ich sie bei den paläo-sibirischen Jäger-Fischer-Sammlerinnen analysiert habe. Die Nootka ernährten sich vom Walfang, zähmten zum Zeitvertreib viele Wolfs- und Bärenwelpen und hielten Hunde zu keinem bestimmten Zweck - beim Walfang wären sie nur hinderlich gewesen.

Diese Spezialisierung der Nootka muss den Hund im sozialen Rang abgestuft haben, gleichwohl wird er bei ihnen nie gegessen, denn sein Fleisch wird als giftig betrachtet (Schwartz, 35). Dem muss ein altes, motivisch abgestorbenes Tabu zu Grunde liegen, das auf eine wichtigere Funktion des Hundes in früheren Zeiten schließen lässt.

Die benachbarten Tlingit waren ebenfalls maritim orientiert und richteten ihre *fox terrier-sized Tahltan Bear-dogs* (> oben) dazu ab, ihnen den Bären aus dem Wald an die Küste zu treiben, wo sie ihn ohne viel Aufwand erschießen konnten. Dieser Hund soll aus nordamerikanischen Wölfen domestiziert sein, meinen Koop u.a. (281), da sein Haplotyp nahezu identisch sei mit *a rare*

wolf haplotype that is also found in northern British Columbia - vielleicht sollte man eher eine Einkreuzung vom Hund in den Wolf annehmen? Der Tahltan Bear Dog ist dem Wolf absolut nicht ähnlich im Gegensatz zum Großen Indianerhund, den frühe euroamerikanische Reisende und Händler öfter für einen gezähmten kleinen Wolf gehalten haben - und doch ist auch dieser große Indianerhund aus Asien mitgebracht worden. Dafür ähnelt der Tahltan Bear Dog eurasischen Hunderassen sehr, z.B. dem Karelischen Bärenhund.

Der Tahltan-Hund gehört in die zweite Grundkategorie indianischer Hunde: Diese Kategorien sind der Große und der Kleine Indianerhund. Der Große ist *comparable in proportion to coyotes*, der Kleine bietet zwei Typen, einen mit kurzem Fang, der andere mit längerem und schmalere Fang, beide Typen *are proportionally comparable to a modern fox terrier*, wie Lupo u.a. (207) über die Indianerhunde im Allgemeinen und über die im Great Basin im Besonderen aussagen - der Tahltan-Hund weicht also vom zweiten Grundtyp überhaupt nicht ab und es besteht folglich auch kein Grund, für ihn eine besondere Abstammung von einem *rare wolf haplotype* zu konstruieren.

Ihren Bären-Hund betrachteten die Tahltan-Züchter als großen Verbündeten: In ihrer Flut-Saga sind es nur die Hundebesitzer, die die Flut überleben, da sie von ihren Hunden auf den Berggipfeln gegen die Bären verteidigt wurden, die ihnen das trockene Plätzchen streitig machen wollten.

Die NaDene-sprachigen Haida hingegen haben einen Bärenstammvatermythos, in dem der Bär erst vom jüngsten Bruder der entführten Frau und nur mit Hilfe des Hundes *Maesk* (> 480: Bild) aufgespürt und getötet werden kann. Bei den Haida steht am Ende von Feierlichkeiten die *Dog-Eating Performance*, bei der im Gänsemarsch die Tänzer ins Haus kommen, ihr Anführer hält singend einen toten Hund in seinen Armen. Er tut so,



Der Heldenhund Maesk hilft seinem jungen Herrn, den Bären zu töten, um Mutter und Bärensohn zu retten. Ein Haida schnitzte diese Szene um 1890. In: Schwartz, 36.

als esse er vom kalten Hund, reicht ihn dem nächsten Tänzer, und so geht es bis ans Ende der Reihe - so ist es auch von den algonkian-sprechenden Wabanaki an der atlantischen Nordostküste überliefert, wenn sie den Krieg zeremoniell eröffnen. Und ein ähnliches Zeremoniell, aber mit einem weißen Wollhund, hat der erste Postmeister der Stadt Vancouver gesehen (> 471). Bei den Kwakiutl und den Küsten-Salish am Pazifik wurde der Tanz mit lebenden Hunden aufgeführt als *Live Dog Eating Ceremony* (Schwartz, 37): Hier hatte ein Tänzer erst vier Tage zu fasten, um dann einen Hund zu fangen und zu essen - ein Initiationsritus für den Jungkrieger, der durch die Verzehrung des Hundes dessen Potenzial in sich aufnimmt, wie bei den Wabanaki. Dieser Ritus ist als *Dog Dance* auch überliefert von den Sioux u.a. Stämmen (> 563). Da es offensichtlich ein *weißer Hund* war, den der Postmeister von Vancouver gesehen hat, ergeben sich jetzt auch Querverbindungen zum *White Dog*-Zeremoniell der Irokesen. Die weißen Wollhunde sind eventuell bei

mehr als einem Stamm verbreitet, was aber durch ein Zeugnis von Jewitt, der von 1803 bis 1805 bei den Nootka als Gefangener lebte, in Frage gestellt wird: Seine „Gastgeber“ hätten *a kind of grey cloth made of the hair of some animal which they procure from the tribes to the south* (Howay, 88), womit die Hundertextilien als Importware zu betrachten sind, worauf ich weiter unten bei der Mehrwertumschichtung noch eingehe. 1825 berichtet John Scouler von den Indianern an der *Strait of Juan de Fuca*, also im Gebiet der Küsten-Salish, dass die Eingeborenen

show much ingenuity in manufacturing blankets from the hair of their dogs. On a little island a few miles from the coast they have a great number of white dogs which they feed regularly every day. From the wool of their dogs and the fibres of the Cypress they make a very strong blanket (in: Howay, 89).

Diese letzte Beobachtung zeigt uns, dass man tatsächlich von einer Rasse sprechen kann, da die Hunde - vermutlich um Kreuzungen mit der anderen Rasse, dem Jagdhund, zu vermeiden - auf einer Insel gehalten wurden und man ~ frau zu diesem Zweck die Mühe des täglichen Fütterns fern vom Dorf auf sich nahm. So grundsätzlich ist die räumliche Trennung nicht, denn nur in arbeitsintensiven Zeiten brachte man/frau die Hunde auf die Insel. In Ruhephasen, und die gab es weitaus häufiger, wurden die Wollhunde intensiv beaufsichtigt, um Vermischungen zu verhindern. Zusammen mit dem Bild, das wir bei den Hidatsa gewinnen werden, sind wir befugt, von reflektierter Rassehundezucht zu sprechen. Der pazifische Nordwesten Nordamerikas muss in rein indianischen Zeiten eine reiche Region gewesen sein mit ausdifferenzierter, aber nicht dauerhaft hierarchisierter Gesellschaftsstruktur: Man kann diese Struktur zugespitzt als demokratische Kriegergesellschaft kennzeichnen, in der Macht auf Zeit vergeben wird, der angehäufte Reichtum

aber als Grabbeigabe, durch Umverteilung oder Zerstörung der folgenden Generation entzogen wird (dazu mehr im nächsten Abschnitt > 482: *Der Wollhund und der Mehrwert: Potlatch*). Die Bedeutung des Salish Wool-Dog für die Theorie der Domestikation ist enorm: Man glaubte ja bislang u.a. nur, dass Hunde als Notration für Hungerzeiten domestiziert und genutzt wurden. Jägern, Fischern und Sammlerinnen die Erfindung der Webtechnik zu unterstellen, hat bislang niemand gewagt - da wartete man lieber auf die Erfindung der *Secondary Product Revolution*, obwohl man schon genau wusste, dass auch die angebliche *Neolithische Revolution* keine Revolution, sondern ein langsamer und schleicher Übergang von einem Subsistenzsystem zum anderen war. Und dass Sammlerinnen zur Anfertigung von Textilien eigens und vorsätzlich eine Hunderasse züchten, war auch unvorstellbar.

Während die nordwestkanadischen Tlingit, Tsimshian und Haida die Wolle der Bergziege mit Zedernbast vermengten, zogen ihre Nachbarn, die Küsten-Salish, zusätzlich noch weitere webbare Materialien heran wie z.B. Hanf, Nesseln, Federn, Disteln sowie Zedernbast bzw. -rinde, hauptsächlich aber verwendeten sie die Wolle von Bergziege und Wollhund. Da die westlich wohnenden Inland-Salish ein eigenes Wort für den Wollhund haben und die Küsten-Salish in ihren 23 Sprachen/Dialekten grundsätzlich in der Bezeichnung zwischen dem üblichen Jagdhund (~ *ska-ha* oder *ka-ha*) und dem Wollhund (*ska-mai* oder *ki-mia*) unterscheiden (Schulting, 60 & 63), können wir annehmen, dass das Verbreitungsgebiet des Wollhundes früher größer war als zur Zeit der ersten euroamerikanischen Besucher der Salish-Region. In der Fundstätte Milliken im Fraser Canyon bei Yale ist ein Grab mit den Resten eines ein- bis zweijährigen Indianerkindes aufgedeckt worden. Das Kind war in eine Decke eingewickelt, wie es das Totenritual der Salish erfordert. Da viele kupferne Gegenstände mitgegeben waren, blieb die

Decke recht gut erhalten. Obwohl noch zu jung für die Radiokarbon-Methode, konnte der Zeitpunkt der Beerdigung des Kindes wegen der Beigaben auf 1770 bis 1860 eingegrenzt werden. Da man bei anderen Funden bereits erfolgreich die Knochen auf die Kollagenwerte untersucht hatte, wendete man diese Methode auf das Material an, aus dem die Decke gewoben war. Und das Ergebnis zeigt, dass der Spender der Wolle ausgiebig mit Fisch ernährt worden sein muss: Für eine Bergziege ist das eine etwas ungewöhnliche Diät. Mehr noch: Man konnte so gut wie keine Hinweise auf andere Spender finden (Schulting, 68), was bedeutet, dass diese Leichendecke zu fast 100% aus Hundewolle besteht:

Rather than being used as filler, dog hair is likely the primary constituent of the blanket ... The obvious conclusion is that the majority of the Salish blanket fibres are indeed those of the elusive Salish wool dog ... The arguments made against the existence of dog-hair blankets, however, have generally assumed the alternative materials to be mountain goat wool and commercial yarn. These last possibilities can be firmly ruled out by the stable carbon isotope analysis presented here (Schulting, 69).

Damit dürfte auch Gustafsons Bergziege als Objekt eines Rituals unglaubwürdig werden, zumal nur Gustafson dieses angebliche Ritual erwähnt. Eher dürfte jetzt der weiße Wollhund Anlass zur Spekulation geben, ob nicht er an Stelle der Ziege Teil eines Rituals war, wie wir es ja bereits kurz errahnen konnten anlässlich des Berichts des ersten Postmeisters der Stadt Vancouver (> 471). Der rituelle Gebrauch der Textilien als Leichenbedeckung, aber auch als rituelles Geschenk beim Potlatch und anderen Zeremoniellen dürfte ihren Wert weit über die reinen Material- und Produktionskosten gesteigert haben, auch wenn man z.B. für eine 6 x 8 Fuß große Decke die Wolle von ungefähr 16 Hunden veranschlagen muss.

Der Wollhund und der Mehrwert: Potlatch

Da der Wollhund auch auf Inseln gehalten, seine Wasserscheu also klug ausgenutzt wurde, um Vermischungen mit dem Dorfhund zu vermeiden, und da Sibirische und Inuit-Hunde wasserscheu sind, leitet Pferd (140) den Wollhund der Salish von den Nordischen Hunden ab.

Dieser züchterische Aufwand ist Pferd Indiz genug für die Annahme, dass hauptsächlich Hundewolle und nicht Bergziegenwolle zur Textilproduktion verwendet wurde. Dieser Hund ermöglichte seinen Besitzern ungeheure Vorteile:

Die Textilien aus Hundewolle müssen ein Prestige-Objekt und eine Art Währung gewesen sein - mit den Decken der Hudson's Bay Company trat dann eine Inflation von Decken und der Zusammenbruch der Salish-Währung ein - auch eine Form von Globalisierung; die weißen Wollhunde wurden nicht mehr gebraucht, man machte sich nicht mehr die Mühe, diese spezielle Rasse oder diesen speziellen Typ von den Jagdhunden zu trennen; so kam es zur Vermischung, und da Weiß von den rezessiven Allelen des S-Genorts gebildet wird, genügte eine einzige Generation, um aus weißen Hunden farbige Hunde zu machen, wie wir bereits an der Musterpaarung einer Rottweiler-Hündin ($a^{\tan} a^{\tan} SS$) mit einem Pyrenäen-Berghund ($a^{\tan} a^{\tan} s^w s^w$) sehen konnten (> 82-4).

Schulting nimmt an, dass die Zucht, Aufzucht und Haltung der weißen Wollhunde Aufgabe der Frauen war. Sie hatten dafür zu sorgen, dass diese Hunde von den anderen Dorfhunden isoliert blieben, und sie hatten diese Hunde täglich zu füttern.

Die Hunde wurden auch von der Mutter auf die Tochter vererbt (Schulting, 70). Die Frauen waren natürlich auch zuständig für die Verarbeitung der Wolle: *The fact that they*

owned the dogs as well suggests that dog-hair blankets were a form of wealth controlled mainly by women (Schulting, 70). Sehr viel Aufwand. Und wozu? Schulting, aber auch Amoss weisen auf das Potlatch-System der Indianer hin, eine Art Verteilungssystem von „Waren“, die keine sind, da sie eher dazu gedacht sind, verwandtschaftliche Bindungen durch Güterumverteilung von den etwas Gleicheren zu den Gleichen zu erhalten.

Die Farbe Weiß spielt in diesem Tauschsystem eine große Rolle - in der Natur kommt sie außer in polaren Regionen meist nur als rezessive Ausnahme vor, die in der nächsten Generation schon überdeckt ist.

Dieser Ausnahmestatus dürfte die weiße Farbe attraktiv gemacht haben, zusammen mit mythologischen Konnotationen (> 244-5: *Der/die Weiße Alte*). Die spätere Parallele in der Domestikation des Schafs zeigt uns, dass man intensiv daran arbeitete, das Pigment zu reduzieren, um zu rein weißer Wolle zu kommen, weil sie sich zudem leichter färben lässt.

Bei den Salish, so suggeriert Schulting (70), wurde der weiße Hund parallelisiert mit der weißen Bergziege, *well known to have had ritual and prestige connotations*, wahrscheinlich bezieht er sich auf Gustafson. Die Parallelisierung des weißen Wollhundes mit der weißen Bergziege reicht weit in die Frühgeschichte der Salish hinein. Wie weit, ist natürlich schwer abzuschätzen.

Ein Kriterium ist die kulturelle und sozioökonomische Ausdifferenzierung der Salish-Gesellschaft, die von einigen Archäologen frühestens ab -1500 bis 500 und spätestens ab -500 bis 450 angenommen wird, so Schulting (71).

Er zieht dazu die von Gleeson für den Fundort Ozette etablierte Zwei-Rassen-Theorie heran. Wie Paul F. Gleeson nimmt auch ein anderer Archäologe, Grant Keddie, an, dass

er Gräber mit Hundeskeletten, die er auf Vancouver Island fand, mit den kleinen weißen Wollhunden verbinden kann (Schulting, 71). Diese Hundegräber werden auf ein Alter von 1.500 Jahren geschätzt.

Die Spezialisierung in der Domestikation des Hundes, d.h. eine gezielte Rassezucht, können wir also bereits bei paläolithischen Jäger-Fischer-Sammlerinnen-Kulturen als gesichert annehmen. Es ist angesichts der weitgehend gleichbleibenden Mentalität unerheblich, ob man diese Spezialisierung ein paar tausend Jahre früher oder später datiert.

Sie war offensichtlich ab einer bestimmten gesellschaftlichen Struktur möglich und wurde dann auch realisiert. Wenn man dabei annimmt, dass eher dynamische Prozesse, die zu Ungleichheiten innerhalb einer bestimmten Gruppe führen, den Domestikationsprozess in Gang setzten und/oder - wahrscheinlicher - beschleunigten, dann muss man nicht unbedingt davon ausgehen, dass

... the ambitions of the higher status groups within a society would drive the domestication process, and that, at least at first, the desired product would be something which could be used to enhance their own prestige in the community (Hayden, in: Schulting, 72).

Mir kommt die Argumentation, der weiße Wollhund sei von Beginn an von den Salish als eine *basic source of wealth* aufgefasst worden (Schulting, 61), etwas einseitig-zirkulär vor, wobei ich die Schlussfolgerungen durchaus akzeptiere:

Sicher kann sich aus dem Besitz eines so kostbaren Objekts später eine Rangfolge innerhalb der Gruppe ergeben und langfristig auch eine starke Position innerhalb eines Stammes und zwischen Stämmen. Es ist ja offensichtlich, dass die Textilien aus der Wolle des Weißen Hundes einen sakralen

Tauschwert hatten innerhalb des Potlatch-Systems. Aber das Potlatch-System entstand bereits in der egalitären Form der Gesellschaft, in der Prestige keine Unterschiede in der Machtfülle bewirkte (Amoss, 19).

Der Brauch, die Geräte, Waffen und bevorzugten Tiere eines/r Verstorbenen zu vernichten, soll die in ihnen wohnenden Geister freisetzen, um den Toten zu begleiten, auch mit dem Hintergedanken, dass er/sie dann nicht mehr zurückkommt: Freisetzung der Geister, Ahnenvermeidung und Umverteilung bzw. Vernichtung von Eigentum bewirkt der Potlatch gleichzeitig.

Hier schon wird angehäuften Eigentum vernichtet. Bei den Salish am Puget Sound wurde der Reichtum einer Frau *in earlier times often measured by the number of wool dogs she owned* (Eells, in: Schulting, 70). Und vieles spricht dafür, dass die älteren Familien am Ort eher *the most productive resources* kontrollierten, vielleicht sogar schon als Eigentum betrachteten, wie Amoss (11) suggeriert:

Zwischen den Dörfern an Küste und Flussmündungen sowie den Dörfern an den Oberläufen der Flüsse bestand ein Wohlstandsgefälle, v.a. zwischen den Küstendörfern, die zu ihrem Einzugsbereich auch Jagdgründe im küstennahen Gebirge zählten.

Aber das Ungleichgewicht konnte lange Zeit ausgeglichen werden durch die Tatsache, dass die Küstendörfer zwar von vielen Segmenten etwas hatten, die Dörfer am Oberlauf des Flusses aber von einem Segment sehr viel erreichen konnten.

Natürlich blieben die oberen Dörfer länger rein egalitär strukturiert als die Küstendörfer, aber der erwirtschaftete Mehrwert wurde wieder umverteilt entlang der Verwandtschaftslinien. Es ist richtig, dass Frauen vom Oberlauf eher in die Küstendörfer heirateten, aber wenn die Ehe schief ging,

nahmen sie eher ihre Hunde als ihre Kinder mit zurück in ihr Heimatdorf (Amoss, 26). Andererseits ist der Eigentumsbegriff viel zu westlich determiniert, als dass man ihn hier ungefiltert in die Diskussion einbringen kann:

Die Indianer betrachteten sich eher als Besitz der Erde denn als ihre Besitzer. Und wenigstens innerhalb eines Clans wird der „Besitz“ von fischreichen Uferstreifen nicht zu katastermäßigen Verhältnissen geführt haben.

Auch ist die Produktion von Mehrwert relativ folgenlos, da der Gatte vieles von dem, was seine Frau(en) produzieren, an die frauengebenden Clans abgeben muss (Amoss, 22). So kommt es ziemlich rasch zu einer Umverteilung der gerade erst erworbenen Vorteile. Andererseits gilt:

A rich man could marry many wives from different villages thereby strenghtening his ties with other upper class men and securing the specialized labor of weavery (Amoss, 23).

Armut wurde bei den Salish aus dem Mangel an Schutzgeistern erklärt, nicht aus dem begrenzten Zugang zu den Ressourcen. Der Jäger, der Bergziegen erlegte, hatte *special guardian spirits*, die ihn vor den Gefahren im Gebirge schützten. Die begrenzte Zahl erlegbarer Bergziegen oder die Schwierigkeiten, sie zu erlegen, oder beides führten zu einem knappen Angebot und einer hohen Nachfrage. Nur wenige Indianer besaßen Textilien aus reiner Bergziegenwolle, die meisten mussten sich mit Produkten begnügen, die gemischt waren aus Bergziegen- und Hundewolle.

Erst um 1800 bricht dieses System beinahe zusammen, als die Pocken-Epidemie die Clanstrukturen durcheinander bringt. Jetzt zahlt sich der unterschwellige Vorteil aus, dass die Dörfer am Flussoberlauf deutlich weniger Sklaven halten als die Küstendörfer. Der

sozio-ökonomische Spagat zwischen den beiden Dorftypen wird zwar größer, aber immer noch bleibt die Bergziege als Objekt der Begierde zwar limitiert, aber nur in der Domäne der ärmeren Bergdörfer, während die reicheren Küstendörfer einen *access to almost everything else* haben (Amoss, 25):

Because the resource itself (~ die Bergziege) was strictly limited, there was no way the richer groups could use their superior food resources to increase their supply of goat wool (Amoss, 25).

Um nun aber doch das Übergewicht zu erlangen, kommen die Küstendörfer auf die Idee, das Monopol der Bergdörfer am Fell der weißen Bergziege wenigstens zu schwächen durch die Zucht weißer Hunde, mit deren Wolle sie die Textilien „strecken“ können.

Wir erinnern uns: Im Potlatch-System hatten Textilien aus Bergziegenwolle den Rang einer Währung. Viele Salish-Dörfer experimentierten bereits mit pflanzlichen oder tierischen Zusätzen zur Ziegenwolle, und so kamen sie auf die Idee, auch Hundewolle zu verwenden.

So weit, so gut. Aber Amoss kommt nun zu Konsequenzen, mit denen sie sich in Gegensatz bringt zu Zeitzeugen, die von einer besonderen Rasse, besonders gehalten und besonders ernährt zu berichten wissen, wenn sie unterstellt, dass wir

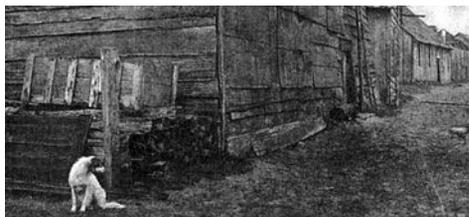
do not even have to assume that the Salish dog was an extraordinary wool bearer like the contemporary English sheep dog (~ Bobtail?), whose annual combings alone will ... provide enough wool for 'a coat sweater and scarf to match' ... Even a dog with a moderately heavy coat of long hair can contribute spinnable fiber. Nor is it necessary to assume that the Coast Salish embarked on a program of breeding superior wool dogs (Amoss, 25-6).

Zwar räumt Amoss in einer Fußnote (26, Fußnote 15) ein, dass die Salish *may, indeed, have bred wool dogs selectively*, aber das ist ihr nicht eindeutig genug nachgewiesen. Um die Annahme gezielter Rassehundezucht weiter zu erschüttern, zitiert sie widersprüchliche Zeitzeugenaussagen, die einmal von einem spitzgroßen Hund berichten, und da weiß Amoss, dass die euro-amerikanischen Reisenden des späten 18. Jahrhunderts beim *Pomeranian* an einen *medium-sized dog* denken - der Spitz kommt in verschiedenen Größen vor, und der Hinweis auf die Spitzgröße des Wollhundes sagt daher grundsätzlich so viel aus wie die Ohrenzeugenberichte in E.A. Poes berühmter Geschichte *The Murders in the Rue Morgue*, wenn es darum geht, die Sprache der Täter zu identifizieren. Der Hund auf Kanes Ölgemälde wird zum Welpen erklärt, was man - so Amoss - schnell nachvollziehen könnte, wenn man das Gemälde mit den Aquarellen und Skizzen vergleicht. Auch hier ist ihr zu konzedieren, dass der Hund auf dem Gemälde ein Welpen ist.

Was aber beweist ein Welpen gegen die Annahme einer gezielten Rassehundezucht? Bedenklicher wird es, wenn Amoss die Analysen Gleasons von der Fundstätte Ozette in Zweifel zieht:

The archeological evidence based on dog remains from the Ozette wet site that has been interpreted to show two separate races of dogs is only suggestive (Amoss, 26, Fußnote 15).

Immerhin betont Gleeson, dass die Schnittmenge der Zahngrößen der angenommenen kleinen Rasse und der angenommenen großen Rasse Null beträgt: Sie überlappen nicht. Das ist zwar auch nur suggestiv, aber immerhin ein handfestes Indiz. Gleasons These wäre wertlos, wenn die Zahngrößen fließend ineinander übergängen - was sie aber nicht tun, und dass sie es nicht tun, das ist immerhin so signifikant, dass man es nicht unter den Tisch fallen lassen sollte. Die



Oben: In einem Nootka-Dorf 1916 an der Neah Bay.
Unten: Am Ufer des Nootka-Sound. In: Curtis, 434-5.



Leser, die nur auf Amoss angewiesen sind, erfahren von der Wohlunterschiedenheit der Zahngrößen nichts. Und sie folgen Amoss, die weiter gegen die Annahme der Rassehundezucht bei den Salish ins Feld führt: *It is only necessary to assume that under the pressure of competition they began to keep more dogs and pay special attention to feeding and caring for the animals that did have good coats (Amoss, 26).*

Immerhin leugnet sie nicht, dass diese Hunde im Gegensatz zu den anderen Hunden sich nicht das Futter suchen müssen, im Sommer in der Regel, sondern ganzjährig besonders gepflegt werden. Ob die Hunde davon ein weißes Fell bekommen, dürften erfahrene Hundezüchter allerdings intensiv bezweifeln. Man weiß ja, wie schwierig es bei den Schafen war, das Pigment so weit zu verringern, dass man fast weiße Schafe erzielte, aber selbst davon scheint Amoss keine Ahnung zu haben. Und hat man erst ein-



Teilansicht des Gemäldes „A View of the River LaPuce near Quebec“ von Thomas Davies, 1782. Für Feiertag wie Alltag verwendeten die Indianer am liebsten das Fell weißer Hunde. In: Pferd, 122.

mal die Pigmentlosigkeit im Fell erreicht, dann muss man Vorkehrungen treffen, die vor dem Verlust dieses rezessiven Status angesichts der „normal“ dominant pigmentierten indianischen Jagdhunde bewahren. Wenn man solche Vorkehrungen nicht bewusstes Züchten nennt, was soll es dann sonst noch sein?

9.5 Die Hunde-Zeremonielle der Irokesen und Sioux



Die nordwestlichen Algonkian sind Nachfahren der ersten Immigrationswelle, die vor -20.000 nach Nordamerika kam. Über den Zeitpunkt der frühesten Besiedlung hat die molekulargenetische mtDNA-Untersuchung das vorläufig letzte Wort gesprochen (> unten: Zeitleiste der nordamerikanischen Urgeschichte zur besseren Orientierung - am Beispiel der ersten New Yorker):

Der Hundemythos in Nordamerika

Auf den ersten Blick könnte man den Hundemythos mit den Na-Dene identifizieren: Im Norden findet man ihn bei den Stämmen der Dogrib (~ Hundsruppen) und der Hare (~ Hasen), bei denen sich Kinder und Welpen wechselseitig sozialisieren (> 643 ff.) wie bei den Amdo in Tibet (> II), bei

Epoche bzw. Kultur	Zeitlicher Rahmen	Ereignisse und kulturelle Kennzeichen
Vor-Clovis-Kultur	zwischen -41.000 und -20.500	über die Beringstraße eingewandert (Torroni u.a., 1993).
Clovis-Kultur	-15.000 bis -8.000	Die namengebende Kultur „Clovis“ entwickelt sich in New Mexico; Ø Temperatur: 18° kälter als heute; jahreszeitlicher Nomadismus; Speer, aber nicht Pfeil und Bogen; Besiedlung des Ohio-Valley, der Great-Lakes-Region und evtl. New York City um -10.000. Proto-Algonkian (Vorfahren der Micmac), die nach New Jersey, Nova Scotia und Labrador ziehen, strömen vermutlich von Labrador aus auf den nordwestlichen Teil des Kontinents zurück in verschiedenen Wellen.
Archaische Periode	-8.000 bis -1.000	Jahreszeitlicher Nomadismus; der Hund als einziges Haustier ist jetzt archäologisch nachgewiesen. Ab -5.000 sind Flora und Fauna vergleichbar mit dem heutigen Zustand. Zweite Welle der Proto-Algonkian (Vorfahren der Lenape und Mohican). -4.000 bis -1.500: Entwicklung der frühen Kupferzeit. -4.000: Zeitgleich mit der Harappa-Kultur im Indus-Tal, der frühchinesischen Kultur und der frühen mesopotamischen Kultur entwickelt sich - ebenfalls an großen Strömen - die erste nordwestamerikanische „Hochkultur“. Bislang älteste Grabfunde im Hudson Valley (um -3.000). Die „drei Schwestern“ = „corn (~ Mais), beans and squash“ werden um -1.000 von Mittelamerika aus importiert. Von -730 bis -200 entbehrungsreiche Zeit mit Traditionsverlust in der Lenape-Kultur.
Waldland-Kultur	ca. -1.500 bis 1.534	Der Hund ist jetzt in allen Algonkian-Regionen nachweisbar. Zunehmende Territorialisierung und Ausdifferenzierung in Stämme. Ab -1.000 Einführung der Keramik Technologie aus dem Osten. Entwicklung von Schneeschuhen. -1.200 bis -300: Tabak und Pfeife aus Südamerika importiert. Entstehung der heute bekannten Stämme und übergreifende Algonkian-Bündnisse. Dritte Algonkian-Welle nach Osten: Anishinabi, Arapaho, Cree, Micmac, Innu, Maliseet u.a. Um 1.000 Beginn des Goldenen Zeitalters der Mohican/Lenape-Kultur: Entwicklung der Lenape-Landwirtschaft: Bevölkerungswachstum und drastischer Wandel des Lebensstils. Früher Kontakt mit nordeuropäischen Seefahrern. Um 1.200 bislang älteste Hundebestattungen (im Hudson-Valley).
Kontakt-Periode	Von 996 - heute	

(nach Pritchard, Appendix IV)

den *Chippewa*, die den Inuit am nächsten wohnen, aber auch im Süden am Mittellauf des Fraser River bei den *Chilcotin*. Bezeugt ist er auch bei den *Tlingit*, bei der Wakasch-Gruppe (mit *Nutka* ~ *Nootka* (?) und Kwakiutl), bei den Salish/Selisch (mit Bilchula, Komox und *Quinault*), bei den *Thompson-River*-Indianern, den *Chinook*, den Ts'ets'á'ut, den *Kathlamet*, den *Wasco/Wishram*, den Shushwap, den Algonkian-Stämmen der *Arapaho*, den *Cheyenne* und den *Fox*-Indianern (alle Nachweise in: Koppers, 366).

Nimmt man die Intensität der erzählerischen Gestaltung des Hundemythos als Gradmesser seiner echten Verwurzelung im jeweiligen Stamm, so kommt Koppers zu der Einschränkung, dass die oben kursiv gedruckten Stämme den Mythos nur (noch?) oberflächlich praktizieren, sozusagen als unterhaltsames Märchen - auch die europäischen Märchen sind von ihrer ursprünglich schamanischen Urstufe so weit entfernt, dass es größerer Argumentationsenergie bedürfte, um diesen Ursprung erkennbar zu machen.

Nun bedeutet die bloße Umformung der jungen Frau, die einen Hund heiratet, in eine Häuptlingstochter, wie man sie in der indianischen Überlieferung des Mythos antreffen kann, noch keine Entstellung des Urtexts bis zur Unkenntlichkeit. Insofern sind Koppers' Zweifel wohl zu relativieren - es ist schon merkwürdig, dass er sich auch hier widerspricht, da er diese Zweifel nicht hegt bei der Umformung des Mythos auf Taiwan und Hainan:

Die Frau, die dort den Hund heiratet, wird zur Prinzessin befördert - das glaubt man auf Taiwan wie auf Java bei den Kalang, auf Sumatra und auf den Inseln Malaysias. Kein Grund für Koppers, die Wurzelechtheit des Hundemythos bei diesen Völkern in Frage zu stellen. Es könnte natürlich auch an der Quellenlage liegen, wie Koppers (367) selber einräumt, dass die Ethnologen dem Hundekomplex keine besondere Aufmerk-

samkeit beigemessen haben und er deshalb in ihren Arbeiten kaum oder nur flüchtig erwähnt wird. So erfährt man auch über die Jenseits-Funktionen des Hundes bei den Indianern nur wenig, und es bleibt nichts anderes übrig, als ihre *Ceremonials* als Texte zu lesen (> *Midwinter Ceremonial*). Dann allerdings sprudelt die Quelle des Hundemythos so munter wie in Ostasien und Sibirien. Die homologe Nähe des Hundetötungszeremoniells der Indianer zum Bärenzeremoniell in Eurasien habe ich bereits dargestellt. Kein Widerspruch liegt vor, wenn die Tschipe-wayan (nördliche Na-Dene)

im Angedenken an ihre Abstammung vom Hunde diesen von ihrem Nahrungshaushalte unbedingt ausschließen, ferner Bedenken tragen, die Hunde ("their near relations") vor den Schlitten zu spannen und so zu mühsamer Arbeit zu zwingen (Koppers, 369).

Diese religiös motivierten Skrupel könnten erklären, warum einige Indianerstämme den Hund nicht als Arbeitstier nutzen. Eine indirekte Bestätigung des Hundemythos, gleichsam aus dem Gegensatz heraus, liegt bei den Klallam-Indianern vor:

Girls are not allowed to play with dogs for they claim that if a girl loved a dog and slept with him she would give birth to pups. The familiar dog husband story is cited as an example (E. Gunter, *Klallam Ethnography*, 1927, 238, in: Koppers, 369).

Der Hundeabstammungsglaube dient als abschreckendes Beispiel, und gerade so wird seine immer noch währende Wirksamkeit unter Beweis gestellt - wenn auch tatsächlich eine negative Grundwertung durchschimmert. Handelt es sich bei dem Bild (> 474) um eine Genremalerei, oder schildert uns der Maler eine realistische Szene bei den Klallam-Indianern? Das Hundekontaktverbot für Klallam-Mädchen wurde jedenfalls nicht rigoros praktiziert: In der

versuchten Tabuisierung des Hundes für Klallam-Mädchen kann man wohl einen patriarchalen Affekt vermuten. Die Quellenlage um 1930 ergab für Koppers keinen Hinweis im westlichen Nordamerika auf die Konzeption des Hundes als Wächter vor dem Zugang zur Anderen Welt, während Strong ihn als Seelengeleiter erst ab der Späten Woodland Period am Werk sieht (1983, 36).

Hundebestattungen an der nordatlantischen Küste

In drei Indianer-Friedhöfen der archaischen Periode in Port au Choix im Nordwesten Neufundlands fand man 100 Gräber, in einem hatte man zwei komplette Skelette großer Hunde über die beigesetzten Leichen eines Manns und einer Frau gelegt mit zeremoniellen Grabbeigaben, die auf ein Alter von 3.930 (\pm 130) Jahren datiert wurden; den jüngeren hatte man stranguliert, den älteren Hund durch einen Schlag auf die linke Kopfhälfte getötet; die Hunde sollten den männlichen Toten auf seiner letzten Jagd begleiten, während die Hunde in der Jaguar Cave verzehrt und mit anderem Abfall „beigesetzt“ worden sind: Pferd sieht in der frühen Jaguar-Phase den Hund als Konsumartikel, dann aber von -5.000 an als unverzehrbaren Jagdgehilfen und ab -2.000 als Seelengeleiter (51-3).

Vom Nordwesten her besiedelten die Indianer auch die Region der heutigen Weltstadt New York. An der 209th Street, in der Nähe des Harlem-River und der Ninth Avenue, hat man ein Hundegrab (um 1.200) der Lenape-Kultur gefunden, in dem die sterblichen Überreste des Hundes mit einer Schicht zerstampfter Austernschalen überdeckt waren, wie dies typisch ist für die Lenape-Kultur (Pritchard, 90-91). Der Kalk in den Austernschalen verlangsamt den Zerfall des organischen Materials und tötet Bakterien. Zwischen der 210. und 211. Straße fand man im frühen 20. Jahrhundert ein Menschengrab,

hier waren die Überreste nicht mit Muschelkalk überdeckt, denn diese Praxis wurde nur bei Tierbestattungen angewendet (Pritchard, 91), sondern mit einer Ockerschicht bestäubt, wie dies auch im europäischen Paläolithikum Sitte war. Weitere *dog burials* in New York werden von Skinner (*Indians, Iowa, 1915, 134*) und Pferd (51) erwähnt: Man findet in der Archaischen Periode immer zwei klar getrennte Größenklassen (Schwartz, 104). Nur in Geneva fand man sieben Gräber mit ausschließlich foxterrier-großen Hunden. John Strong geht näher auf die Hundebestattungen der Algonkian ein, die er zu Recht in den Rahmen der indianischen *Rites of Passage* einbezieht. Die Bestattung eines Menschen ist sein letzter *Rite de Passage* (~ Ritus des Übergangs von einer Existenzform in eine andere) nach der Taufe bzw. Namengebung, der Pubertät und der Heirat. Es ist ein menschliches Bedürfnis, die Angst vor dem Tod zu mindern durch bedeutungsvolle Erklärungen, die ein Leben nach dem Tod suggerieren. Dazu ist es aber erforderlich, die Seele des Toten auf den richtigen Weg zu bringen:

Die Methoden dieser wegweisenden Praxis haben sich natürlich langsam weiter entwickelt, auch bei den Algonkian-Indianern, und man kann Varianten von der spätarchaischen Praxis (Strong, 49-53) über den frühen *Orient Burial Complex* über die *Early* (Strong, 69-71) und *Middle Woodland Periods* (Strong, 69-75) bis zur Beisetzungspraxis der *Late Woodland Peoples* unterscheiden (Strong, 124-25), wobei die Veränderungen eine grundsätzliche Kontinuität zumindest zwischen den beiden letzten Kulturen, letztlich für die gesamte *Woodland*-Kultur nicht in Frage stellen können: *Excavations ... indicate that the burial customs were quite similar in the two culture areas* (Strong, 124). Frühe holländische Segler berichten, die Archäologie bestätigend, über die Bestattungsbräuche bei den Algonkian, wobei sie die Beigabe von *grave goods* vielleicht ein wenig übertreiben:

Their burials were highly magical and shamanic in every sense, with abundant use of red ochre to bless everything. Red ochre is a kind of paint made from red clay with high iron-ore content. Anything that was ceremonially painted with the red ochre was „made stronger“ and protected from misfortune or bad medicine.

The paint became an expression of the power of the medicine man (~ Schamane) as a tool of the creator to cover or protect the object spiritually. The body was painted as were the mortuary gifts. Some of these gifts were pottery, objects used by the deceased in this life, or new ones made for the occasion.

As each pot had a pot spirit within it, the departed spirit (~ des Verstorbenen) could not use the vessel in the afterworld unless the pot spirit was released by its own death. Therefore the pots were ceremonially „killed“ at the burial site, smashed to pieces in view of everyone, so that the pot spirit would rise to the spirit world and become useful to the deceased (Pritchard, 314).

Angesichts dieser differenzierten Praxis zeigt bereits die Tatsache, dass manchmal, aber nicht immer, Hunde mit ins Grab gegeben werden, während andere *grave goods* für den Gebrauch im jenseitigen Leben nur sehr selten gefunden wurden, den gesellschaftlich und kultisch hohen Rang des Hundes bei den Algonkian an.

Von sechzehn analysierten Gräbern nahe bei Port Washington enthielten vier neben menschlichen Überresten (drei Kinder und eine Frau) komplette Hundeskelette,

clearly indicating that they had not been killed for food. If the dog had been butchered and eaten, the bones would have been scattered in amongst the debris associated with a hearth. Ri-

tuals involving dog sacrifices are well documented practices in many Eastern Woodland tribes, such as the Iroquois, the Huron, and the Fox (Strong, 124).

Ein Kindergrab enthielt drei Skelette kleiner Hunde, wobei nicht deutlich wird, ob diese *small dogs* kleine, aber erwachsene Hunde oder Welpen waren. Da die Algonkian glaubten, wegen der hohen Kindersterblichkeit, die Seele eines Kindes habe noch enge Kontakte mit der Geisterwelt und finde daher zielsicher in diese zurück, wenn das Kind stirbt, kann die Beigabe von Hunden nicht mit dem Motiv erklärt werden, der Hund solle die Seele des Verstorbenen auf den richtigen Weg bringen.

The dogs had been placed in the pits first, at depths ranging from 29 to 42 inches (inch ~ 2,54 cm). Next, a layer of soil was added; the human burials were laid on top of this and then covered over. Three different methods of dispatching the dogs were suggested by the data. The dog with the adult had a projectile point, probably from an arrow, among the ribs; one appeared to have been buried alive because the animal lay in a contorted (~ verdreht) position; a third dog, which lay on its back, may have been strangled in a manner similar to that used by the Iroquois and Huron to sacrifice dogs (Strong, 124).

Drei Hunde-Tötungsarten bei nur vier Gräbern: Tod durch Erschießen mit einem Pfeil, Tod durch lebendiges Begraben, Tod durch Strangulation. Leider erwähnt Strong nichts über die vermutliche Todesursache der beigetzten Menschen.

Die wahrscheinlich blutige Tötung durch einen Pfeilschuss könnte auf einen Fehltritt der Frau hinweisen. Aber warum zwei verschiedene Hunde-Tötungsarten bei den Kindergräbern? Oder ist der Unterschied zwischen Strangulation und lebendigem Begraben nur scheinbar, da Ersticken in beiden

Fällen die Todesursache ist? Verwischt diese Überlegung nicht den grundsätzlichen Unterschied zwischen einem allseits praktizierten indianischen Ritual, den Hund zu strangulieren, und dem eher unorthodoxen Ersticken durch lebendiges Begraben sein? In der Nähe von Port Washington, bei Beach Haven, fand man fünf menschliche Beisetzungen:

Two of the five pits included dogs. In one, a small dog had been „carefully buried“ near the bottom and covered with a layer of soil about twelve inches thick. On top of the layer Orchard (~ der Ausgräber) found a „sacred circle“ of oyster shells, each carefully placed on edge about five inches apart. Another layer of soil covered the circle and then an adult in a flexed position was laid in the pit. The second dog burial also had a dog in the bottom of the pit covered with a layer of earth, but there was no shell feature and the grave included the remains of two individuals, a child and an adult (Strong, 125-5).

Der Kreis aus Austernschalen symbolisiert die Ewigkeit als höhere Einheit der Dualität von Leben und Tod (> Applegate). Dass die Hunde immer zuerst beigelegt werden, also vertikal am unteren Ende des Grabs, könnte auf eine Wächterfunktion hinweisen: Die Seelen der Toten wandern aufwärts, nicht in die Erde. Dort könnten böse Geister die Seele festhalten, was der Hund als isolierende Schicht verhindern möge.

Um diese apotropäische (~ böse Geister abwehrende) Wirkung des Hundes zu verstärken, kann man fakultativ noch einen Kreis aus Austernschalen beigegeben, der ja den Zerfall des organischen Materials verlangsamt und Bakterien abtötet - der Hundeleichnam zieht die zersetzenden Bakterien stellvertretend für den menschlichen Leichnam an und der Austernschalenkreis soll deren Aufsteigen zum menschlichen Leichnam verhindern oder verlangsamen. In

einem von Roy Latham analysierten Kindergrab ist ein Welpen beigegeben mit einem langen Knochensplitter zwischen den Rippen. Latham fragt sich, ob der Welpen damit getötet wurde oder ob der Splitter ein Leichentuch zusammenhielt?

In einem anderen Grab fand Latham 1927-1928 einen Sarg, darin das Skelett einer Frau und eines kleinen Hundes. Zahlreiche Grabbeigaben verweisen auf den hohen Status der Frau (Strong, 125).

Die Irokesen und die Fox-Indianer glaubten an den Hund als Geleiter und Beschützer der Seele der Verstorbenen, wie Strong 1985 nachweist. Die anderen Algonkian auch? Sie sahen den Hund vielleicht weniger als Geleiter und mehr als Beschützer der Seele vor unterirdischen Geistern. Einen Geleiter hätten sie doch vermutlich neben und nicht deutlich unter dem Skelett des Verstorbenen beigelegt.

Auch wäre es dann ungerecht und unklug, den Hund als Seelengeleiter nur offensichtlich ausgewählten Verstorbenen beigegeben, nicht aber allen Toten: Findet die Seele grundsätzlich nicht oder nur mit Schwierigkeiten den Weg in die ewigen Jagdgründe, dann hält sie sich zu lange in ihrer früheren Umgebung auf und zieht Unheil auf die Hinterbliebenen.

Eher erscheint der Hund als Beschützer der Leichen vor Gefahren, die eindeutig von unten kommen. Der Hund erscheint in dieser Perspektive, die Strong auch vertritt, auf der Grenzlinie angesiedelt zwischen Mensch und Geisterwelt, wenn auch eher in Nachbarschaft zu übel gesinnten Geistern der Unteren Welt, die vom Verstorbenen fernzuhalten seine apotropäische Funktion im Grab ist.

The Late Woodland burials, with the exception of the dog ceremonials, were relatively unpretentious. The mortuary customs and grave goods do not indi-

cate the existence of a social hierarchy or significant material wealth (Strong, 313, Fußnote 3).

Die Beisetzungen mit Hund sind also die Ausnahme: Wie bei der mit vielen *grave goods* versehenen Frau kann man auch bei den anderen mit Hund(en) Beigesetzten annehmen, dass sie aus irgendeinem Grund eine herausragende Position in der Erinnerung der Hinterbliebenen einnahmen, angesichts der uneinheitlichen Gruppe mit Hundebegabe kann es sich nur um eine individuelle, nicht um eine institutionalisierte Wertschätzung handeln.

Summarische Berichte über Hundebestattungen erwähnt auch Allen, z.B. von Lewis und Clark, die zwischen 1804 und 1806 berichteten von

a scaffold burial (~ Beisetzung auf Holzgestell) *of an Indian squaw, near which lay two dog-sleds and the carcass of a large dead dog, between Mandan and the Yellowstone* (in: Allen, 455).

Aus der Kultur der Pueblo-Indianer wird die Beisetzung mit Hunden berichtet (Allen, 456), die *selectively bred* ... wurden ... *to have long hair* und deren Wolle man wahrscheinlich nur für *special needs* (~ Rituale?) brauchte (Pferd, 146-7). Diese Hunde waren daher als Grabbegabe besonders wertvoll. In Georgia und South Carolina und auf Cuba fand man 1897 bzw. 1899 bzw. 1916

several interments of human and dog-skeletons, the latter always buried separately and entire, showing that the dogs had not been used as food. Other dog-skeletons of a similar sort were found ... in aboriginal mounds on the South Carolina coast ... two fragmentary skulls of dogs associated with pre-Columbian burials in Cuba. These skulls seem to be essentially similar as far as can be judged (Allen, 458).

Die frühesten Hundegräber wurden in der *Archaic Period* gefunden, aber Strong meint, wie ich auch, auf die ähnlichen Riten bei Koryaken und Tschuktschen verweisend, es sei

quite possible that dog ceremonialism has its roots in the Palaeo-Indian period (Strong, 1983, 33).

In den Neu-England Staaten hat man Beisetzungen gefunden, denen entweder komplette Hunde oder auch nur Hundeknochen beigegeben waren (Allen, 468). Man könnte vermuten, dass letztere Hunden gehörten, die verzehrt wurden, aber die Knochen wurden nicht aufgebrochen, um ans Mark zu kommen (Allen, 469).

Die jesuitischen Missionare vermuten, dass die Hunde dem Verstorbenen auf die Reise ins Jenseits mitgegeben wurden. Dass die Schädel fehlen, lässt Strong auf einen Schädelkult schließen, den ich mit dem Kult um den Bärenschädel parallelisieren möchte.

Wie bei den Römern und Griechen in der Alten Welt und auch wie bei den Azteken in der Neuen Welt sind Hund und Frau bei den Indianern Nordamerikas gesellschaftlich und rituell eng verknüpft. Diese Nähe macht den Abstammungsmythos von einem Mädchen und einem Hund nachvollziehbarer, ist doch das Band zwischen Hund und Frau von der Fruchtbarkeit wie von der Vergänglichkeit zugleich geprägt.

Wie Diana bei den Römern und ihre griechische Schwester Artemis Kinder, Frauen und die Tiere des Waldes beschützen, aber auch mit dem plötzlichen Tod von Frauen in Zusammenhang gebracht werden, und wie bei beiden Göttinnen der Hund das Begleittier par excellence ist, so wird auch die aztekische Göttin Xochiquetzal (> II), zuständig für Liebe, Sex und Kindergeburten, *Itzcuinam* genannt, d.h. eine göttliche Hündin.

Drei Grundformen des Hunde-Zeremoniells?

Die dialektische Verknüpfung von Tod und Fruchtbarkeit in Gestalt einer göttlichen Frau und eines Hundes ist auch bei den nordamerikanischen Indianern in verschiedenen zeitlichen und räumlichen Kontexten und verschiedenen Ausgestaltungen als Grundnenner nachweisbar. Die Grabungsergebnisse zeigen zwei grundsätzlich verschiedene Hunde-Zeremonielle im indianischen Nordamerika: Die dörfliche Bestattung von Hunden oder von Hundeskelettteilen in der Nähe der Feuerstelle, dann auch am Eingang des Hauses lässt vermuten, dass der Hund erstens eng mit der weiblichen Sphäre der Existenz verknüpft war und zweitens auch als toter Hund noch eine Schutzfunktion ausübte, die man aus seiner Alltagsfunktion als Wächter entlehnt und überhöht hat. Dieses Zeremoniell ist seit der *Archaic Period* (-8.000 bis -1.000) über die *Woodland Period* (-1.500 bis 1.500) bis in den Beginn der *Contact Period* nachweisbar.

Strong meint aufgrund des Stilwandels im Ritual, dass die gleichzeitige Bestattung von Mensch und Hund in einem gemeinsamen Grab aus der Beisetzung des Hundes in der Nähe der Feuerstelle entwickelt worden sei und folgert aus dieser These:

The association of the dog with human burials does appear to indicate a more complex theological concept (Strong, 1983, 35).

Wurde der Hund zunächst allein mit *debris* (~Scherben) beigesetzt, so findet man in späteren Phasen zerbrochenes Geschirr als Beigabe von Frauengräbern. In der Späten *Woodland Period* tritt dann dieses neue Hunde-Zeremoniell hinzu: Jetzt finden wir den Hund in enger Verknüpfung mit menschlichen Grabstätten. Der Hund wird wohl gesehen als Seelengeleiter, aber man fragt sich, warum er nur so selektiv mitgegeben wird. Eine Antwort könnte sein, dass

in den differenzierteren Gesellschaften dieser Periode die Beerigungsriten den gesellschaftlichen Status des Toten reflektieren. Eine ethnographische Parallele, die Voeglein am Beispiel der Shawnee-Indianer erarbeitet hat, zeigt uns, dass Kindern, Mordopfern und Suizid-Toten (ich vermeide den Begriff Selbstmörder) je ein Beerigungsritual eigener Prägung zukam.

Die selektive Beigabe von Hunden, die Anzahl der beigetzten Hunde, auch die unterschiedliche Methode ihrer Tötung (Strangulieren, Erschießen oder lebendiges Beigeben) ergeben eine Kasuistik, die ein sehr differenziertes Bestattungsritual ermöglicht. Wie dieses Potenzial genutzt wurde, sagen uns die Gräber nicht mehr.

Hundeschädelkult analog zur Aufhebung des Bärenschädels?

Eine dritte Form ist die Sonderbehandlung des Hundeschädels, die sich negativ auch äußern kann in Beisetzungen von Hundeskeletten, denen nur der Schädel fehlt. Bei Hundegräbern auf Long Island, die im Dorf und auch in der Umgebung angelegt sind, fehlt gewöhnlich der Schädel (Strong, 36). Diese rituelle Form sehen amerikanische Archäologen und Ethnologen in Zusammenhang *with warfare rather than domesticity* (Strong, 1983, 36). Sie verweisen auf die Hundefeste, die Indianer zur Vorbereitung eines Kriegs veranstalteten: Der Verzehr von Hundefleisch sollte den Kriegern Stärke und Mut verleihen - der Kopf eines Hundes wurde bei den Wabanaki vom Körper abgetrennt und im Feuer angehängt. Dann nahm der Kriegshäuptling den Schädel singend in die Hände und erklärte ihm, wo, wann und gegen wen der Feldzug stattfinden sollte. Darauf reichte er den Schädel jedem der Jungkrieger, und wer von ihnen den Kopf in die Hand nahm, der erklärte damit seine Teilnahme am Krieg. Solche Schädelrituale, die an das Ablegen von Eiden auf den Bärenschädel erinnern,

sind für die Mittlere *Woodland Period* auch im Mittleren Westen belegt. Im Havana Hopewell Fundort in Illinois wurden zwei Hundegräber entdeckt, die nur die Schädel enthielten. Die Deutung des Fundes als Ergebnis eines Hundeschädelkults wird abgestützt durch

three crude, headless, four-legged figurines, which may have been intended to represent decapitated dogs. These effigies were associated with the burial of an extremely old dog, which had been placed in a pit under a house floor (Strong, 1983, 36).

Dieser Hundeschädelkult erinnert nicht nur allgemein an den Kultwert des Bärenschädels, sondern die kopflosen Figurinen können parallelisiert werden mit den kopflosen Bärenskulpturen aus dem eurasischen Paläolithikum: Der Hund scheint in indianischen Kulturen das gesamte Bärenparadigma auszufüllen. Es gibt noch weitere ethnohistorische Parallelen zu Eurasien:

Schamanische und andere Parallelen zu eurasischen Völkern bei den Algonkian

Wie in Eurasien durchziehen schamanische Grundelemente nicht nur die Bestattungspraxis der Algonkian, sondern ihre gesamte Kultur, wie Pritchard den Berichten früher holländischer Segler aus dem 17. Jahrhundert entnimmt:

... „sacred dance gathering“ ceremonies, could be fairly polite affairs but often could involve somersaulting or jumping through fire, screaming, self-torture, and other shamanic trance practices, especially just before a war (Pritchard, 230-1).

Die frühen holländischen Besucher der Algonkian staunten nicht schlecht über die astronomischen Kenntnisse der Schamanen:

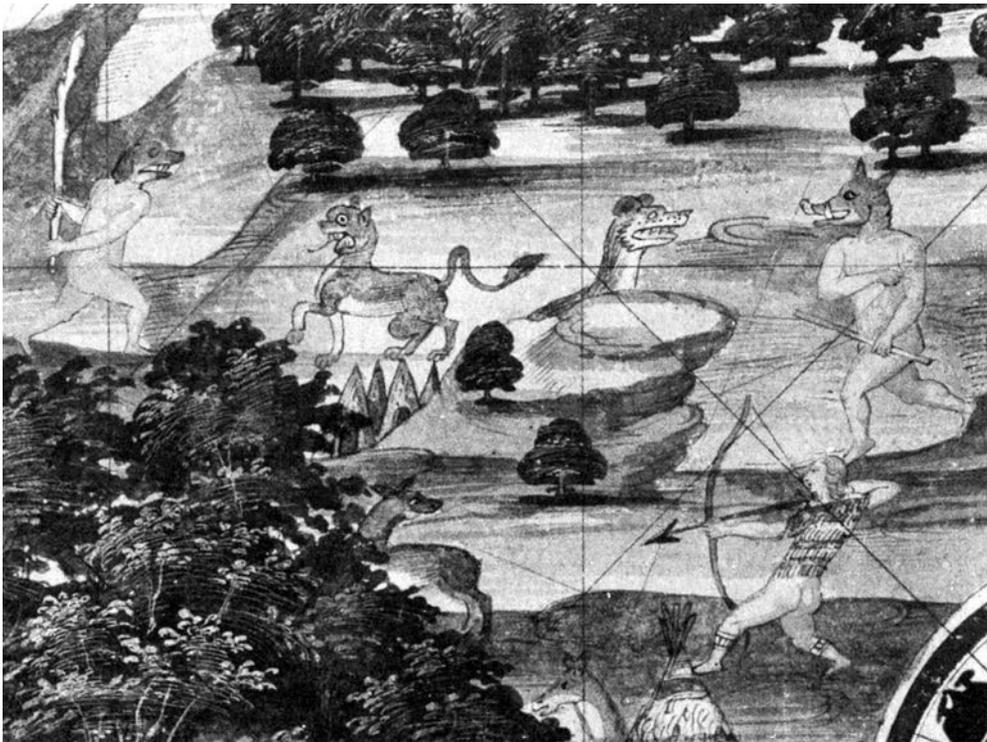
The early Dutch traders claimed that Lenape medicine men knew the movements of the sun, moon, and stars intimately. The ancient Algonquin were especially interested in the Pleiades, the Seven Sisters.

Their whole nature-based mysticism made it almost mandatory to find a way to do things that involved nature as it is given, without changing it. If nature was the body of God, then any such alignments (~ nach Sommer- und Winter Sonnenwende ausgerichtete Kultstätten) or conveniences were gifts from the divine and should be utilized, but they should not be created artificially with pyramids and stone temples.

The Corchaug (~ die Alten) „sun worship“ phenomenon may have arisen out of the simple fact that, here in this place, the land formed a natural observatory like nowhere else.

They had prayed to the Creator to show them the mysteries of the universe, to give them understanding, and He brought them here. It was an answer to their prayers (Pritchard, 318).

Die Pleiaden ziehen das besondere Interesse der Algonkian-Schamanen auf sich: Eine Parallele ergibt sich zu verschiedenen Kulturen in Eurasien, bis hin zur eiszeitlichen Grotte Lascaux im franko-iberischen Kulturraum (> 128). Fast vierzig *alignment sites* (es sind vermutlich noch viel mehr gewesen) bilden ein in über 300 Jahren entwickeltes Netzwerk von Beobachtungsposten und Kultstätten, verteilt über ungefähr 180 Quadratmeilen Land, in einem Abstand zu einander, der das nächste *site* gerade noch in Sichtweite lässt. Die relativ egalitäre Grundstruktur und die astronomisch-astrologische Perspektive der Algonkian-Gesellschaft bezeugt der Bericht von E.M. Ruttenber aus dem Jahr 1872, in dem es über die Frauen der Algonkian-Indianer heißt:



Nordamerikanische Indianer in europäischer Perspektive: Ihr Hundestammvaterglaube führt nahtlos zu ihrer Darstellung als hundeköpfige Menschen besten Falls zweiter Klasse - ein vieltausendjähriger Mechanismus. In: D.G. White, Abb. 6b.

... women were the most experienced star gazers, scarce one of whom could not name them all, give the time of their rising and setting, their position, etc. in language of their own ...

*The firmament was to them an open book wherein they read the laws for their physical well-being, the dial plate by which they marked the years (E.M. Ruttenber, *Indian Tribes of Hudson's River to 1700*, vol 1 (wieder aufgelegt 1991, 1, 29), in: Pritchard, 466, Fußnote 11).*

Die Montauk lebten zwischen Bridgehampton und Montauk Point auf sandigem Boden in Küstennähe. Hier findet man statt der *alignments* andere Bekannte aus dem Megalithikum: Die Montauk verwendeten

ebenfalls Ocker zum Einstäuben der Leichen, und sie errichteten für herausragende Persönlichkeiten nach deren Tod Steindenkmale in der Art der Menhire:

The Montauk used large monolithic headstones of granite to mark the burials of great leaders (Pritchard, 321).

Frauen sind unter bestimmten Voraussetzungen berechtigt, in den Versammlungen das Wort zu ergreifen: Sei es, dass sie bestimmten Familien angehören, sei es, dass sie eine *war woman* sind (Flannery, 122): Auch die Indianer haben also ihre Amazonen - würden ihre Verächter sagen -, *a woman armed with an arquebuse* (Tooker, 89), und daher wundert es nicht, dass die indischen Männer in frühesten europäischen Bildern als Hundeköpfige dargestellt sind.

Vorläufige Bilanz

Schon eine erste Bilanz zeigt erstaunliche Parallelen mit Erscheinungen der eurasischen Geschichte: Ockerbestäubung der Toten ist eine Parallele mit dem europäischen Paläolithikum; die Pleiaden werden im eiszeitlichen Lascaux wie in Nordafrika (> II) ebenfalls genau beobachtet. Ist die Errichtung von „Menhiren“ für herausragende Führer bloße Konvergenz mit den megalithischen Kulturen in Europa, Asien und Afrika oder Diffusion, in Form eines Transfers durch die baskischen Walfänger? Je spezieller ein in beiden Weltteilen übereinstimmendes Kriterium ist, um so eher kann man von einer gemeinsamen Traditionswurzel ausgehen:

Das Ocker-Symbol und die Beobachtung der Pleiaden könnten die ersten Einwanderer aus Eurasien mitgebracht haben - so wie sie auch den Hund nach Nordamerika importiert haben. Hingegen kann das Speichern von Mais in Silos sicher als eine eigenständige indianische Erfindung gelten, auch wenn man im eurasischen Neolithikum ebenfalls auf diese Idee gekommen ist, wenn auch nicht mit Mais. Und die Zubereitung und Aufbewahrung von Trockenfisch und -fleisch ist bestimmt auch nicht an einer einzigen Stelle auf der Welt erfunden worden - man kann von multiplen Erfindungen ausgehen. Aber auch das Training der Jugend zur Härte sich selbst gegenüber (Flannery, 94) ist eine Parallele zu indo-europäischen Junghirtenbünden, die sich zwar separat entwickelt haben, aber wahrscheinlich auf eine gemeinsame paläolithische Wurzel zurückgehen, die *good-luck-visits* des Bären und seiner Begleiter. Das Einschwärzen des Gesichts (> Inuit-Wintersonnenwende) zur Feuerprobe im Übergangsritus der Pubertät und vor dem Fasten auf der Suche nach Visionen ist in vielen Stämmen Praxis. Schwarz stärkt den Geist - eine entsprechende Parallele zu dieser positiven Wertung der schwarzen Farbe finden wir in der alteuropäischen Farbmotaphorik.

Parallelen in der Jagd

Auch die Jagdtechniken haben die Einwanderer schon in Eurasien entwickelt, die sie in Nordamerika anwenden, z.B. mit Behelfszäunen Korridore errichten, in die das Wild getrieben wird; oder das Treiben über Klippen wie in Solutré, wobei vermutlich der Korridorzaun durch Feuer ersetzt wurde, oder das Treiben ins Wasser, wo Jäger in Kanus auf das Wild warten. Diese Techniken setzen gemeinsames Jagen auf Großwild voraus. Vielleicht wurden auch schon Jagdtabus mitgebracht wie der Verzicht, weibliches Wild in bestimmten Jahreszeiten zu jagen (Flannery, 16). Natürlich können all diese kennzeichnenden Verhaltensweisen in Amerika selbständig erfunden worden sein. Jagdzauber wird weithin praktiziert, und er kann die Gestalt eines Hundes annehmen:

charm of a tiny little dog in a piece of buckskin worn around the neck (Flannery, 138, Fußnote 64).

Dass sich Zauber im Hund kristallisiert, zeigt dessen herausragenden Status als Jagdhund an. *Special attention to first game boy kills* (Flannery, 135) geht zusammen mit anderen, wichtigen Premieren wie dem ersten Zahn, erstes Laufen eines Kleinkindes, das alles wird immer mit einem Fest gefeiert. *Special attention to first game killed in season* (Flannery, 136) ist ebenfalls weit verbreitet und wird von Flannery auch auf den Einfluss der nördlichen Algonkian-Stämme zurückgeführt: Eine Analogie zum biblischen Erstlingsopfer?

Auch der erste Bissen einer Mahlzeit wird „geopfert“ (Flannery, 136), meist wird er ins Feuer geworfen, das neben Sonne und Licht eine weitere Gestalt der Grundgottheit zu sein scheint, der auch der weiße Hund „geopfert“ wird (> Ahnherrin der Ainu). Aber Indianer „opfern“ und „beten“ nicht, jedenfalls entsprechen ihre Handlungen nicht (ganz) den westlichen Begriffen, mit denen sie gern bezeichnet werden:

We do not pray; we dance (Tooker, 27)
und: *We do not ask as you whites do;*
we give thanks (Tooker, 7).

Auch der Ess-Stil, Fleisch vom Stück mit den Zähnen abzureißen und dann den Bissen zu kauen, wie wir ihn bereits von den Nivkh kennen, kann eine Konvergenz darstellen, die die Micmac und die Mahikan (Flannery, 26) selbst „erfunden“ haben; dieses Detail kann aber genauso gut Indiz sein für die Diffusion des Rituals in paläolithischer Zeit, besonders, wenn man es im Kontext sieht mit anderen rituellen Handlungen:

Jagd und Hund - bekannte Rituale

Die zu jagenden Wildtiere werden um ihr Einverständnis gebeten, wie wir das bei Inuit und nordeurasischen Jägern bereits kennen gelernt haben: Die Huronen z.B. *ask fish to come and let selves be caught* (Flannery, 136, Fußnote 63). Die Irokesen bitten um die Erlaubnis zur Tötung, ebenso die nördlichen Algonkian. Flannery vermutet wiederum, dass diese Sitte von den älteren Algonkian ausgeht.

Die Knochen zerlegter Wildbeute dürfen auf keinen Fall den Hunden zugänglich sein, einige Knochen dürfen nicht verbrannt werden, andere werden ins Feuer oder in den Fluss geworfen, auch um sie vor dem Zugriff der Hunde (*out of reach of dogs*: Flannery, 137) zu bewahren - manchmal werden Knochen zu diesem Zweck in Bäumen aufgehängt; weitere Motive sind nicht auszuschließen (Flannery, 136-7).

Bei einigen Stämmen ist das Knochentabu für Hunde eingeschränkt auf bestimmte Arten wie Hirsch und Fische. Flannery führt das bei fast allen Stämmen verbreitete Knochentabu für Hunde auf den Einfluss der Algonkian zurück, mithin auf die Nachkommen der ersten Einwanderer aus Eurasien, und nimmt damit ein eurasisch-paläolithisches Alter in der einen oder anderen Er-

scheinungsform an. Die Sorglosigkeit der Hidatsa (> 529) kann vor diesem Hintergrund nur als Degeneration früherer Überzeugungen gesehen werden. Hunde werden von einigen Indianerstämmen als Jagdhunde eingesetzt, so z.B. von den Micmac, Mohegan, Delaware und Irokesen/Huronen.

Letztere sollen die Hunde in Pointermanier einsetzen, was von Flannery (31) auf europäischen Einfluss zurückgeführt wird - zu Recht für den Pointer, einen *gun dog*, aber da alle Belege für die Nutzung des Hundes als Jagdhund ihrer Meinung nach durch europäische Vorbilder zu erklären sind, relativiert sich ihre Position als leicht kolonialistisch-überheblich. Dagegen steht ihre Aussage:

The kindly treatment of hunting dogs is a Northern Algonquian trait, in which the Micmac and possibly the Huron agree, due possibly to Northern influence (Flannery, 32).

Hunde werden nach der Jagd als Spediteure eingesetzt, die das Fleisch auf Packsätteln oder auf Hundeschleppen ins Dorf transportieren. Bei den Delawaren und Irokesen ist diese Nutzungsart nachgewiesen, wobei eine Informationsquelle wieder die Verwechslbarkeit von Indianerhund und Wolf unfreiwillig akzentuiert:

... dogs were tame wolves and used only to fetch home the deer killed (Lawson, *Journal* (in: *History*), 1718, 38, in: Flannery, 31).

Das ist doch nett von den zahmen Wölfen! Den Transport durch die „Wölfe“ haben wir uns so vorzustellen wie bei den Hidatsa, deren Hunde vor der Reservatszeit ebenfalls sehr wolfsähnlich aussahen. Analog zum Umgang der Hidatsa-Indianer mit ihren Hunden wird übereinstimmend auch für die übrigen Stämme von den verschiedensten Autoren berichtet, dass sie freundlich zu ihren Hunden waren: Jäger der Micmac

have seven or eight dogs at least, and women suckle little ones that the mothers cannot suckle - later given soup - when serviceable are given offal of beasts killed ... For Huron ... a man was cured by the sacrifice of two dogs of which he was very fond. The kindly treatment of hunting dogs is a Northern Algonquian trait, in which the Micmac and possibly the Huron agree, due possibly to Northern influence (Flannery, 31-2).

Flannery widerspricht sich, wenn sie zum einen uneingeschränkt die Hunde *hunting dogs* nennt, ihre jagdliche Führung aber durch europäische Vorbilder erklärt: Fakt dürfte sein, dass der Hund vorrangig als Speditour des Wildbrets sowie zum Holzsammeln eingesetzt wurde und dass der freundliche Umgang mit dem Hund, wie Flannery selbst auch meint, die Regel indianischer Kultur gewesen sein dürfte, die auch von einer Ausnahme wie z.B. bei den Waxsaws (Lawson, s.o., 38, in: Flannery, 32) nicht widerlegt wird.

Der Hund als Heil- und Lebensmittel

Der Einsatz des Hundes als Heilmittel bei Krankheiten - *sacrifice of tow dogs* wie bei den Inuit - wird bestens erklärt durch die *pars-pro-toto*-Theorie, auch und gerade wegen des Umstands, dass der Patient die beiden Hunde hergibt, die ihm am liebsten sind (s.o.). Dass Hundefleisch in Hungersnöten gegessen wird, kann nicht als spezifisches Kennzeichen einer Kultur angesehen werden, meint auch Flannery (32) völlig zu Recht.

Anders sieht es aus, wenn der Hund als Delikatesse gilt. Dies ist für Stämme der beiden großen Sprachfamilien nachgewiesen, allerdings gilt der Einwand, den ich bereits gegen Friederici geltend machte: Wenn Hundefleisch angesehen wird als das *grea-*

test present for chief und als Festspeise zum *feast to visitors on departure* gegeben wird, dann ist klar, dass es sich um außergewöhnliche, klar umrissene Situationen handelt, die keineswegs suggerieren, dass Hundefleisch alltäglich konsumiert wurde:

Man kann in diesen Situationen einen Hund "opfern" wie die Koryaken, oder ihn rituell verzehren. Wenn man dann noch zur Kenntnis nimmt, dass ein *Ceremonial dog feast* als *preparation for war* gegeben wird, wobei die Köpfe der Hunde den Häuptlingen zustehen, weil die Hundeköpfe angeblich Feinde repräsentieren - wie beim Essen von Kriegsgefangenen deren Köpfe auch den Häuptlingen serviert werden (Flannery, 127) -, oder wenn ein Hund verzehrt wird, weil einem Mann träumte, er werde von feindlichen Mächten bedroht (alle Beispiele: Flannery, 32-3), dann steht zumindest fest, dass der Hund als apotropäisches Mittel (so im letzten Fall) als Geister und Gefahren abwehrendes Medium eingesetzt) oder als Aufputzmittel analog zu den Tiervermummungen indo-europäischer Hirtenkrieger betrachtet werden kann.

Das *Ceremonial dog feast* findet nicht nur aus Anlass eines bevorstehenden Krieges statt, der Schamane gewinnt durch einen weißen Hund auch wertvolle Informationen:

Likewise dog feast with ceremonial connotation, but not in connection with war, recorded for Huron ... medicine man obtained a white dog to make feast and to seek information by ... (Breboëuf, Relation, 1635, 125, in: Flannery, 33).

Allgemein zieht Flannery, allerdings ohne nachvollziehbare Begründung, die Konsequenz, dass der Konsum von Hundefleisch bei Algonkian-Stämmen auf den Einfluss der huronisch-irokesischen Nachbarn zurückgeht, besonders das Fest zu Kriegsbeginn (33).

Der Hund auf dem Weg ins Jenseits

Der Brauch, die Toten erst von Wildtieren und/oder (?) Hunden exkarnieren zu lassen, damit die Knochen in einer zweiten Beisetzung zur verdienten Ruhe kommen können, ist schon etwas spezieller: Er wird von vielen Stämmen der Algonkian-Sprachfamilien praktiziert, ist aber ebenso verbreitet bei Stämmen der anderen Sprachfamilie. Im Südosten Nordamerikas errichtete man spezielle Ossuarien (~ Gebeinhäuser), ganz wie im megalithischen Europa, während andere Indianerstämme die Knochen nach der Exkarnation in der Erde beisetzen (Flannery, 109). Die Sitte, Menschen und/oder Tiere zu töten und sie dem Toten mit auf die Reise in die andere Welt zu geben, ist verbreitet bei den Micmac - mindestens eines der Kinder und einige Frauen, besonders die am meisten geliebte, stürzten sich ins Grab und wurden lebendig mit Erde bedeckt.

Auch bei den Micmac, aber auch bei den Penobscot und Mohegan, alle drei Stämme zur Algonkian-Familie gehörend, wurden Hunde dem Toten mitgegeben, bei den Micmac lebendig (Biard, *Lettre au provincial*, 1612, 52) oder tot (Dièreville, *Rel. du Voyage*, Rouen, 1708, 163), dann manchmal verbrannt (Champlain, *Œuvres*, 1606, éd. Lavardière, 2. Ausgabe, Québec, 1870, 266), so auch bei den Penobscot und Mohegan (Flannery, 110).

Die Seele der Toten bleibt noch drei Tage im Lager, und sie wird vertrieben durch Lärm, den man durch das Schlagen auf die Wigwamwand oder später durch Schüsse erzeugte - verbreitet ist diese Sitte bei den Micmac, den Delawaren, Onondaga und Seneca: Ein Brauch im nördlichen Verbreitungsgebiet der Algonkian. Eine ethnologische Parallele ergibt sich zu dem Brauch in Tibet (> II), beim entgegengesetzten Ereignis, der Geburt eines Menschen, die bösen Geister in der Luft durch Schüsse zu vertreiben.

Der Hund am Ende der Milchstraße

Die Milchstraße ist die Spiegelung der *Spirit Road*, die ins Land der Seelen führt (von Flannery (164) bei den Micmac, Delawaren, Irokesen, Lenape, Huronen, Seneca und Cherokee nachgewiesen; für die Gros Ventres: Kroeber, 278) - jeder Fußabdruck ist ein funkelnder Stern (Pritchard, 343). Auf dem Weg ins Jenseits begegnen der Seele Hindernisse: Sie muss über eine Brücke gehen, um einen breiten Fluss zu überqueren, und am Ende der Brücke steht ein Hund (Huronen von Lorette und Mohawk: Le-Beau, *Avantures*, Amsterdam, 1738, I, 359; Irokesen und Huronen: Lafitau, *Mœurs des Sauvages*, Paris, 1724, II, 108). Waugh (1916, *Iroquois foods*, 83, Fußnote 4) berichtet zur Abwechslung von einer Wildkatze und einem Hund auf der Brücke (Flannery, 165), denen die irokesischen Seelen begegnen.

Bei den Cherokee (Hagar, *Cherokee star-lore*, 1906, 362-63) steht ein Hund dort, wo sich die Straße gabelt, dann folgt an anderer Stelle ein weiterer Hund. Für die Algonkian gibt es über den Hund am Weg der Toten nur einen Bericht, und zwar von den Küstenstämmen in Massachusetts (Wood, *New England's prospect*, 1634, 105):

Dort wacht ein Hund im Südwesten am Eingang zum Paradies, um unrechtmäßigen Eindringlingen den Zugang zu verwehren. Flannery sieht hier irokesischen Einfluss am Werk, um diese Ausnahme bei den Algonkian zu erklären. Aber ist es nicht vielleicht nur eine Ausnahme in der Berichterstattung? Die Parallelen zu den Jenseits-Vorstellungen indo-europäischer Völker sind offensichtlich (> II). Die Kennzeichnung des Jenseits als Paradies reflektiert die unterschiedliche Behandlung der Seele nach dem Tod, je nach ihrem Verhalten im irdischen Leben (Flannery, 162). Die Funktion des Paradieshundes ist noch weitgehend positiv, anders als bei den indo-europäischen Stämmen, deren Verstorbene den meist prinzipiell böswilligen Hund bestechen müssen.

Der Bären-Clan

Bei mehreren indianischen Völkern ist eine Teilung in drei Clans festgestellt worden, die Teile sind dem Bären, der Schildkröte bzw. dem Wolf zugeordnet, diese Tiere geben jedem Teil auch ihren Namen, und sie sind die Vorfahren (*common ancestors*) ihres Teils. Man hat diese Teile oder Nationen *gens* oder *phratie* genannt (Flannery, 112-13).

Die Bären-Nation gilt als die älteste und bedeutendste (Brebœuf, *Relation*, 1635, 71) - das indiziert das Bären-Zeremoniell als das chronologisch primäre Modell. Für die nördlichen wie für die an der Küste siedelnden Algonkian trifft diese Unterteilung aber nicht (mehr) zu (Flannery, 114) Alle gefährlichen Tierarten haben im Jenseits einen *chief bigger ...* und der ist *... more powerful than others* (Flannery, 138), das gilt besonders für den Bären. Dieses Konzept ist über ganz Nordamerika verbreitet.

Das Bärenzeremoniell

entspricht der Definition nach dem Konzept, das wir mit Hallowell bereits kennen lernten: Die Rede mit dem Bären, die sorgfältige Deposition seiner Knochen, aber auch die Erzählung vom Bären, der an seinen Tatzen saugt - das alles ist auch ein Kennzeichen der Algonkian (Flannery, 138-9).

Bei der Behandlung von Kranken dienen Bärenfelle als Umhang, dabei muss man (der Kranke oder der heilende Schamane?) eine Maske tragen. Es ist wohl der als Mischwesen verkleidete Schamane, der die Maske trägt, denn dieser Brauch wird von der Heilpraxis der Delaware berichtet, bei denen *more of old Algonkian culture has survived ... than in the Southern New England region*, wie Flannery meint (185); allerdings haben die Delaware für das Neujahrszeremoniell den Bären durch den

Hirsch ersetzt, dessen Geweih ja jährlich neu nachwächst und so die Fülle und Fruchtbarkeit ebenso symbolisieren kann wie die Bäarin mit ihrem Nachwuchs. Daher konnten die Delaware das für den Bären übliche Heimschickungsritual im Maßstab 1:1 auf den Hirsch übertragen, wie es ja auch bei anderen Völkern übertragen wurde auf das Hunde-, Pferde- oder Rentier-Zeremoniell (Paproth, 31): Die Delaware

... imitate voice of animals, including bear, in cure conjuring ... masquerade of people dressed as bears. Then too the Mask Face Being among the Delaware wears a bearskin coat (Flannery, 139).

Von einem Stamm in Virginia wird berichtet, dass das Bärenfell nicht in der Heilkunst, wohl aber in der Vorhersage verwendet wird.

Von den Delaware und Wabanaki wird ein kosmischer Mythos berichtet, der den Großen Bären als Sternbild zum real gejagten Bären in Beziehung setzt - in einer Variante wird dabei auch ein Hund erwähnt, der mit auf diese Bärenjagd genommen wurde.

Bären dürfen nicht im Herbst gejagt werden, denn das verdirbt den Delaware den Jagderfolg (Flannery, 139) aufs Rotwild, das am besten vom September bis zum Januar gejagt wird. Gleich im Anschluss an die abgelaufene Hirschsaison ist dann die Bärenjagd erlaubt (Flannery, 139, Fußnote 65). Dasselbe Tabu gilt bei den nördlichen Algonkian-Stämmen.

Die zeitliche Fixierung auf die Monatswende Januar/Februar entspricht den Daten im nördlichen Eurasien - es ist die Mitte des Winters, die nicht nur von den Algonkian, sondern von fast allen anderen Indianer-Völkern gefeiert wird. Dazu stelle ich paradigmatisch das *Midwinter Ceremonial* der Irokesen vor.

Die Irokesen

waren ein Verband von mehreren Stämmen, die im Nordosten der USA und im Süden Kanadas lebten. Sie waren Jäger, Sammlerinnen und Ackerbäuerinnen. Die Frauen bestellten die Felder, bauten Mais an und Bohnen und Kürbisse (Wesel, 107), dies natürlich erst ab ihrer neolithischen Phase.

Es gab viel Fisch in ihrem Gebiet - das erinnert uns an die Voraussetzung zur Hundezucht in Sibirien. Typisch für die Gesellschaft der Irokesen war die scharfe Trennung von Frauenwelt und Männerwelt - das entspricht genau den Prämissen, die Erich Neumann nennt fürs Matriarchat. Die Übereinstimmungen, die ich bei Uwe Wesel mit Erich Neumann finde, sind deshalb bemerkenswert, weil Wesel 1980 das als Ausnahme darstellt, was Neumann 1949 als Regel annimmt:

Die matriachale Gruppe mit ihrem Überwiegen der Emotionalität zwischen Müttern und Kindern, ihrer stärkeren Ortsgebundenheit und größeren Schwerfälligkeit ist in hohem Maße natur- und instinktverknüpft. Menstruation, Schwangerschaft und Stillperiode beleben die Instinktseite und verstärken die Vorherrschaft des Vegetativen, wie noch die Psychologie der modernen Frau zeigt. Dazu kommt die starke Erdbindung mit der Entwicklung von Garten- und Ackerbau durch die Frauen und seiner Abhängigkeit vom Naturverlauf. Die Verstärkung der participation mystique (~ mystische Teilhabe) durch das enge Zusammenleben der matriachalen Gruppe von Müttern und Kindern in Höhle, Haus und Dorf tut das ihre dazu. Alle diese Faktoren stärken das Sein im Unbewussten bei der Frauengruppe (Neumann, 1949, 117).

Wesel kann sich 1980 etwas kürzer fassen, blendet dafür aber auch einige wesentliche Ursachen einfach aus:

Die Welt der Frauen war die Welt des Friedens, des Dorfes, des Langhauses, der Kinder, der Landwirtschaft. Die Männer lebten auf der Jagd, für den Handel und die Verhandlungen und im Krieg, der bei ihnen seit dem 17. Jahrhundert eine immer größere Rolle spielte (Wesel, 108-9).

Wir können getrost ergänzen, dass die Frauen auch noch für die Hundezucht zuständig waren, denn im Mittwinter-Zeremoniell der Irokesen spielt eine besondere Rasse von Hunden, wie sie selbst sagten, die entscheidende Rolle. Neben dieser besonderen Rasse *weißer Hunde* gab es natürlich noch andere Gebrauchstypen und v.a. andere Farben.

Die Frauen bildeten Arbeitskollektive, durch die nicht nur die Produktivität erhöht wurde, sondern auch die Solidarität der Frauen unter einander gestärkt wurde (Wesel, 116). Es gelang ihnen, die Kontrolle über ihre Produkte zu behalten - was Wesel weitgehend auf die Irokesen als Sonderform begrenzt wissen will. Aber die Haltbarmachung und angemessene Speicherung der Produkte beherrschen die am besten, die diese Produkte vom Keim bis zur Frucht besser kennen als der Jäger, der am Maisfeld der Frauen vorbeizieht in den Wald. Dass der Handel und der Krieg seit dem 17. Jahrhundert eine immer größere Rolle spielten, hat natürlich ursächlich mit der Kolonialisierung durch Engländer und Franzosen, dann auch mit dem Unabhängigkeitskrieg zu tun, in dem die Irokesen sich auf die falsche Seite stellten. Nach ihrem Einzug ins Reservat brach die alte Kultur der Irokesen rasch zusammen, auch verschwand die besondere Rasse der *weißen Hunde* und das Mittwinter-Zeremoniell konnte nicht mehr in der traditionellen Form durchgeführt werden. Kommen wir noch einmal zurück zu Neumann, der 1949 auch die Männergruppe in viel mehr Facetten und Ursachen ausleuchtet, als dies 1980 Wesel holzschnittartig und gezielt unpsychologisch versucht:

Diese Männergruppe ist notwendigerweise beweglich, unternehmend und hat in der dauernden Gefahrsituation, in der sie steht, eine verstärkte Tendenz, Bewusstsein zu entwickeln. Hier schon bildet sich möglicherweise der Gegensatz zwischen der Psychologie der Männergruppe und der matriarchal-weiblichen Psychologie ...

Die schweifende, jagende, kriegsführende Männergruppe dagegen ist, auch wo sie sesshaft an einen matriarchalen Familienkern gebunden ist, nomadisch als Jägergruppe, lange schon bevor die Domestikation der Tiere Vieh-Nomadentum hervorbringt. Das Matriarchat mit seiner Exogamie (der Männer) erschwert die Bildung der Männergruppe, indem die Männer nach außen und zur Zerstreung gezwungen wurden, da sie zunächst matrilocale als Fremde im Stamm der Frau leben müssen. Der Mann ist als Eingeherrte klanfremd, als Klanangehöriger aber ortsfremd, d.h. wo er, wie immer ursprünglich, am Ort der Frau, matrilocale, lebt, ist er in seinem Wohnort geduldeter Fremder; an seinem Ursprungsort, wo seine Rechte gültig sind, lebt er aber nur zeitweise (Neumann, 1949, 117-8).

Die jungen Frauen blieben nach ihrer Heirat im Langhaus ihrer Familie und Sippe. Der Mann zog zur Frau: Das ist Matrilocale (~ die Ehe wird realisiert in der Familie der Frau). Die irokesischen Frauen bestimmten mit, wer von den Männern der Sippe in den rein männlichen Stammesrat gewählt wurde. Der konnte bei Missfallen auch wieder abgewählt werden. Der Einfluss der Frauen ist also politisch recht groß: Das nennt man Matrilocale (~ *focus* ~ Herd, Brennpunkt). Einfluss heißt nicht: Herrschaft. Matriarchat im Sinn von „Weiberherrschaft“ hat es nie gegeben. Die Frauen waren etwas gleicher als die Männer, sie hatten ein Übergewicht, im politischen Sinn. Damit war keine Schlechterstellung des Mannes verbunden

(Wesel, 112). Dabei hatten Männer und Frauen keineswegs gleiche Rechte:

Sie hatten, in verschiedenem Umfang, verschiedene Berechtigungen in meist getrennten Bereichen der Gesellschaft. Die kollektiven Rechte der Frauen sind dabei insgesamt stärker gewesen als die der Männer. Es war ein Übergewicht, kein Gleichgewicht (Wesel, 112).

Und Erich Neumann begründet psycho- und soziologisch, warum dem so ist:

Männerbünde, männliche Geheimbünde und Freundschaftsbeziehungen in diesen sind ursprünglich den matriarchalen Zuständen nebengeordnet. Sie sind die natürliche Ergänzung zum weiblichen Übergewicht des Matriarchats (Neumann, 1949, 119).

Auch für Neumann bedeutet Matriarchat nur politisches Übergewicht der Frauen, nicht aber Herrschaft der Frauen über die Männer. Deshalb nennt er die matriarchale Struktur der Gesellschaft prä-patriarchal, um den etwas zweifelhaften Terminus *matriarchalisch* (Frauen haben Männer nie unterdrückt, das gab und gibt es nur umgekehrt) zu vermeiden. Gerade die strikte Trennung zwischen Frauenwelt und Männerwelt ermöglicht diese Besserstellung der Frau im Vergleich zu vielen anderen, auch matrilocalen, aber erst recht patrilocalen und patrilocalen Gesellschaften. Matrilocale und Matrilocale haben also ökonomische Ursachen, denn die Jagd wirft nur etwa 20% bis 30% der erforderlichen Nahrung ab, die Frauen steuern mit Sammeln bzw. Ackerbau den erheblich größeren Teil bei. Ein Mann ohne Frau, wir sahen es schon in anderen Zusammenhängen, ist dann arm dran. Die Gesellschaft der Irokesen bestand also

aus zwei Klassen, die miteinander kaum zusammenkamen, nämlich aus der Klasse der Frauen, die zu Hause Landwirt-

schaft betrieben und den Haushalt, und der Klasse der Männer, die auf der Jagd waren oder unterwegs zu Beratungen, zum Handeln oder im Krieg, und dabei Tausende von Kilometern zurücklegten (Wesel, 109).

Wesel meint:

Es war eine Ausnahmesituation, die es in anderen Gesellschaften in dieser Form nicht gab. Man kann nicht ausschließen, dass es anderswo ähnlich war. Aber verallgemeinern lässt es sich nicht. Nur selten werden die Frauen in der Geschichte eine ähnliche Stellung gehabt haben (Wesel, 117).

Die irokesische Gesellschaft, die aus sesshaften Frauen und nomadisierenden Männern bestand, ist keineswegs so einzigartig, wie Wesel dies gern hätte - sie ist vielleicht ins Extrem gesteigert durch die besondere Situation im 17. Jahrhundert. Ähnlich strukturierte Gesellschaften haben wir schon bei den paläo-sibirischen Völkern kennengelernt. Ich verweise z.B. auf die Nivkh und die Ainu, die ebenfalls diese Halb-Sesshaftigkeit praktizierten, wodurch eine Trennung in Frauen- und Männerwelten und z.B. erste Keramik möglich wurde.

Erich Neumann geht von einer grundsätzlichen Prädisposition zur strikten Trennung von Frauen- und Männerwelt aus und kann von dieser Grundannahme her zahlreiche soziale und mythologisch-religiöse Phänomene schlüssig erklären, die nachzuvollziehen sehr schwierig wäre, wenn die Stellung der Frau in einer matriloalen Gesellschaft grundsätzlich genauso schlecht gewesen wäre wie in patriloalen Gesellschaften. Auch die radikale Annahme Wesels, es habe die Kleinfamilie bereits zu Beginn der Jäger- und Sammlerinnen-Kulturen als Norm gegeben, erscheint mir gewagt. Wesel (118) leitet aus der geschlechtsspezifischen, aber individuellen Arbeitsteilung bei gleichzeitiger Konsumein-

heit in der Kleinfamilie sowie der Sorge für die Kinder ab, dass damit die Abhängigkeit der Frau vom Mann institutionalisiert war. Erst durch die Aufhebung der Abhängigkeit durch spätere Arbeitsteilung im Kollektiv der Frauen sei eine Besserstellung der Frau(en) erreicht worden. Das Langhaus der Irokesen aber hat seine Vorläufer in den Höhleneingängen und Abris des Paläolithikums, in denen auch nicht die „Kleinfamilie“ für sich allein, sondern im Verbund mit der Sippe lebte und aller Existenz durch alle gesichert wurde. Noch etwas bleibt Wesel uns schuldig: Er nimmt die Existenz einer Männergruppe an, erklärt aber nicht, warum sie entsteht. Gerade diesen „Mechanismus“ zu verstehen, ist aber im Lauf unserer kynosophischen Zeitreise unerlässlich, wenn wir uns mit den indo-europäischen Jungbirtenkriegerverbänden beschäftigen müssen, weil in ihren Ritualen der Hund eine ganz bestimmte Rolle spielt. Wenden wir uns also noch einmal an Neumann, der das Zustandekommen der Männergruppe und der scharfen Trennung von Männerwelt und Frauenwelt als psycho-logische Konsequenz der weiblichen Kerngruppe der Gesellschaft sieht.

Dass die verheirateten Männer an ihrem neuen Wohnort zunächst geduldete Fremde sind, die sich noch bewähren müssen in Proben, die ihnen auferlegt werden (> 361 f.), das ist die eine Ursache für den Zusammenschluss der Männer analog zum bereits existierenden Frauenbund. Die andere Ursache ist in der Tat psychologisch und soziologisch, denn die unverheirateten Brüder der Großmütter, Mütter und Töchter sind von vornherein in der Gefahr, *dem weiblichen Einfluss der Frauengruppe auf Dauer zu erliegen, wenn sie sich nicht durch absolute Fernhaltung davon frei machen* (Preuß, in: Neumann, 118).

Diese Tatsache ist wahrscheinlich einer der Gründe für die Entstehung der Männerbünde ... Innerhalb dieser Männergruppen ist die Freundschafts-



Diorama im Rochester Museum: Das irokesische Midwinter-Ceremonial; links: Der False-Face-Society-Dance; rechts: Das White-Dog-„Sacrifice“. In: Tooker, 124-125.

bildung wichtiger als die Entwicklung von Rivalität, die Betonung der männlichen Ähnlichkeit und Weib-Unähnlichkeit bedeutsamer als die Eifersucht aufeinander. Die jungmännliche Altersgruppe, die Jungmänner, sind als Altersgenossenschaft der Ort der eigentlichen Selbstfindung des Männlichen (Neumann, 1949, 118).

Damit haben wir eine Basis erreicht, von der an die Tradition der neolithischen indoeuropäischen Junghirtenkriegerbünde mit ihren Ritualen bis ins Paläolithikum zurück verfolgt werden kann. Die Zeremonielle zum Mittwinter können wir bereits mit einiger Vorsicht in der Grotte Lascaux und der dortigen Pleiaden-Darstellung beginnen lassen: Das Bären-Zeremoniell war dort wahrscheinlich die wichtigste Variante des Mittwinter-Zeremoniells, und der Hund erbte den Bären nicht nur bei den Irokesen in der Funktion als Katalysator des Rituals.

Das Midwinter Ceremonial und der Weiße Hund

Die Komponenten des Ceremonials

Dieses *Ceremonial* wird seit dem 19. Jahrhundert meist im Januar abgehalten, und zwar vier Tage vor dem Januar-Neumond begann das Fest - manche Beobachter berichten auch, dass bei den Irokesen das *Ceremonial* meist am fünften Tag nach dem Januar-Neumond beginnt. Wie dem auch sei: Diese Variabilität und viele andere Indizien sprechen dafür, dass das Fest früher öfter im Februar als im Januar stattfand und dass die Pleiaden wie in Eurasien und Nordafrika auch in Nordamerika früher den Kalender ersetzten:

... it seems highly probable that the Midwinter Ceremonial was and is a winter solstice one (Tooker, 40).

Heute bedient man sich des Kalenders, um den Beginn zu terminieren, aber früher leitete man den Beginn des Fests vom Stand der Pleiaden ab:

... the moon which was new when the Pleiades were directly overhead at dusk was the moon of Midwinter and the moon after which the Midwinter ceremonial should be held (Tooker, 39).

Bevor das Fest beginnt, müssen die *feast foods* besorgt werden, die man bei allen Teilnehmern einsammelte, sie so auch auf das Fest einstimmend, heute sammelt man Geld und kauft die *foods* im Supermarkt ein... Die Sammler werden vorher in Versammlungen ausgewählt und müssen aus je einer *moiety* (~ Hälfte, hier: Sippe) des *clans* kommen. In den alten Zeiten wurde eine Hirschjagd zum Besorgen der *foods* veranstaltet, es war vermutlich gleichzeitig die letzte Jagd der Saison auf den Hirsch, der danach als Jagdwild vom Bären abgelöst wurde.

Das *Midwinter Ceremonial* markierte also auch den Wechsel von einem Jagdwild zum anderen. Zwei Tage nach der letzten Tagung, auf der die Sammler ausgewählt wurden, beginnt eine Serie von vier Arbeitstreffen, auf denen die zwei Männer, die die *Bigheads* verkörpern, und früher auch der Mann, der das „Opfer“ des Weißen Hundes durchführen soll, ausgewählt werden (Tooker, 41).

Beim ersten dieser vier Treffen fragen die Häuptlinge, wer einen alten und wer einen neuen Traum (*dream ~ will of god*) und wer einen Weißen Hund habe (Tooker, 42 & 86). Die Frage nach neuen Träumen zeigt die Durchlässigkeit des *Ceremonials* für spontane, neue Ideen, die aber in Wirklichkeit variierte Reproduktionen der alten Träume sind und daher keine grundlegenden Änderungen des Rituals mit sich bringen. Das gesamte Fest besteht aus zwei Hauptteilen - der erste Hauptteil ist der Erfüllung der

Träume und dem Weißen Hund gewidmet, der zweite Teil besteht aus weiteren Vier Heiligen Ritualen: *Feather Dance, Thanksgiving Dance, Rite of Personal Chant, and Bowl Game* (Tooker, 39), die zweifellos erst auf Anregung des Propheten Handsome Lake um 1799 und 1800 ins *Midwinter Ceremonial* integriert wurden (Tooker, 47).

Der erste der beiden Hauptteile des *Midwinter Ceremonials* ist zweifellos der älteste (Tooker, 43). Dieser Teil besteht aus drei Komponenten:

... a series of ashes-stirring rites, followed by a series of individually sponsored dream-renewal rites, and the concluding rite of the burning of the white dog (Tooker, 43).

Das Verbrennen des Weißen Hundes ist Ziel- und Gipfelpunkt des Feuererneuerungs-Rituals. Das Auslöschten des alten und Anzünden des neuen Feuers in jedem Haus durch die beiden *Uncles* bzw. *Bigheads* ist Teil eines Feuer-Ritus, der wahrscheinlich schon in der Eiszeit praktiziert wurde. Die Frage nach neuen Träumen dürfte eine ständige Erneuerung des Rituals und damit eine Intensivierung der Teilnahme am Ritual bewirken:

As any song, dance, or game may be performed in the fulfillment or renewal of a dream, the rites given on these days of dream fulfillment and renewal are many and various (Tooker, 45).

Man bittet um Segen für das kommende Jahr, dazu wird ein Feuer in der Mitte des größten Hauses angezündet, mit Einbruch der Nacht finden Maskeraden statt: Von allen Dörfern im Umkreis von fünfzig bis sechzig Meilen kommen die Teilnehmer, um auch einen großen Jahrmarkt abzuhalten.

Perhaps the most popular of these rites are those of the False Faces and Husk Faces (Tooker, 45).

Die *Falschen-* und die *Hülsen-Gesichter* erinnern an Masken der alemannischen Fasenacht, die allesamt wahrscheinlich auf paläolithische Traditionen zurückgehen. Auch der indianische Brauch, dass

children usually dressed in old clothing and wearing masks, who beg for tobacco (Tooker, 45),

weist eher auf karnevalistische denn weihnachtliche Parallelen hin: Zwar sieht Flannery (135) mit Williams bei denselben Bräuchen der Narragansett eine Parallele zum europäischen Weihnachtsfest, aber die Tatsache, dass die Narragansett wie die übrigen Stämme sich wie Narren gebärden, und die Masken der *False Faces and Husk Faces* sowie der Kinder verweisen doch eher auf den europäischen Karneval als Parallele:

... they run mad once a year in their kind of Christmas feasting (Williams, in: Flannery, 135).

Es handelt sich um einen Brauch, der bei Huronen und Irokesen besonders gut entwickelt bzw. besser: dokumentiert, bei anderen Stämmen aber ebenfalls nachweisbar ist. Licht, Feuer und Sonne werden von den Delawaren und anderen Algonkian-Stämmen angebetet (Flannery, 156). Zu Licht, Feuer und Sonne wird dem Hund weltweit Affinität nachgesagt - das Detail des Roten Hundes in diesem Zusammenhang könnte Indiz sein für einen gemeinsamen Ursprung dieser Affinitätsvorstellung. Der Sonne zu Liebe badet man bei Sonnenauf- und -untergang im Fluss, und man bringt ihr angeblich Tabakrauch als „Opfer“, in Wirklichkeit aber steigt der Äther visualisiert zur Sonne auf. Oft gilt die Sonne als oberstes Wesen, weil die Anbetung der Sonne der Anbetungsritus schlechthin ist. Das Zentrum der Sonnenanbeter liegt im Südosten. Der Kult ist bei den Küstenstämmen der Algonkian und den Huronen/Irokesen deutlich weniger stark ausgeprägt. Dass vorzugsweise ein rein weißer Hund „geopfert“ wird

beim *Midwinter Ceremonial*, ist Ausdruck der Überzeugung, dass weiße Tiere als ungewöhnlich angesehen werden: Sie gelten als die „Könige“ ihrer Art und sind dem Großen Geist gewidmet. Diese Überzeugung ist sowohl bei den nördlichen Algonkian wie bei den Delawaren und Irokesen und überhaupt in Nordamerika weit verbreitet (Flannery, 138). Die Farbe des Hundes verweist aber ebenfalls mit dem einleitenden Asche-Feuer-Ritus auf die Dreiheit von Licht, Feuer und Sonne. Der Anfang deutet also den letzten Teil des Rituals bereits an. Auch dass mit dem Weißen Hund gleichzeitig Tabak verbrannt und zu Asche wird, nimmt am Ende den Anfang wieder auf. Tabak wird fast überall in Nordamerika von den Indianern angebaut oder von der Naturpflanze geerntet. „Opfern“ mit Tabak ist typisch für die Huronen/Irokesen und auch für die Algonkian. Dabei kann Tabak ins Wasser oder aufs Land (dann zieht man gern einen Kreis aus Tabakkrümeln), aber auch ins Feuer gestreut werden - das ist dann so gut wie ein Gebet -, mit und ohne Fettzugabe. Tabak ist gut zur *communication with spirit world*, wie Morgan (*League ... Iroquois*, 1851, 155) von den Irokesen berichtet.

Der Einsatz von Tabak und Tabaksubstituten (Kroeber) in rituellen Handlungen ist im indianischen Amerika so weit verbreitet, dass man ihn nicht einer einzigen Völkergruppe als besonderes Kennzeichen zuschreiben kann. Tabak wird mit Kuchen und anderen Gaben auf Felsen deponiert. Tabak raucht der Indianer nach Erlegen eines Bären, bevor er die Nachricht weitergibt, und Tabak legt er vor den rituell „verzierten“ Bärenschädel (Kohn, 100 & 163). Eine Parallele dazu gibt es sogar bei den chinesischen Jägern in der Mandschurei, die nicht für ein ausdifferenziertes Bärenzeremoniell bekannt sind: Man bläst dem getöteten Bären Tabakrauch in die Nasenlöcher und steckt ihm manchmal sogar eine brennende Pfeife ins Maul (Paproth, 152). Bei den Waica reist die Atem-Seele des/r Verstorbenen auf einer

Wolke von Rauch in den Himmel (Smith, 60) - der Rauch ist auch schon ein geistiges Symbol der männlichen Bewusstseinsseite, in dem das obere Männliche sich vom phallusbesessenen unteren Männlichen (Neumann, 1949, 132) abhebt in des Wortes wahrster Bedeutung. Dass Tabak auch verwendet wird beim White-Dog Ceremonial, sollte nicht zu einer Entgegensetzung führen, wie dies Flannery tut, wenn sie in einer Fußnote zwischen dem bereits vorgestellten *Ceremonial Dog Feast* und dem *White Dog Sacrifice* auf eine Weise unterscheidet, deren Wert gerade in der sprachlichen Formulierung liegt - die Ironie ist, dass sie wegen ihrer Fixiertheit auf den westlich-biblichen „Opfergedanken“ den Wert ihrer Wortwahl vermutlich selbst gar nicht erkannt hat:

The white dog sacrifice seems to be a different concept from the ceremonial dog feast, for in the former the flesh of the dog is consumed by fire, whereas in the latter dog flesh is eaten (Flannery, 32, Fußnote 11).

Nicht nur der indianische Mensch isst Hundefleisch, auch das Feuer verzehrt Hundefleisch: Nimmt man das Feuer als Personifikation einer indianischen Gottheit, die sich auch in der Sonne und dem Licht manifestiert, dann ist die Wendung, *the dog is consumed by fire*, so zu verstehen, dass eine Gottheit das Fleisch des Weißen Hundes verzehrt. Der Weiße Hund wird rituell geschmückt, bevor er verbrannt wird: Dazu gehört auch die Ausstattung mit *Wampum*, das aus Perspektive europäischer Siedler als Pendant von Juwelen, Gold und Silber gesehen wurde - *Wampum* besteht meist aus Perlenschnüren: Gürtel aus *Wampum* konnten als Botschaften eingesetzt werden, die den Tod verkündeten oder den Krieg erklärten, Frieden und Freundschaften stifteten. Und *Wampum* konnte die Funktion von Tributzahlungen und Lösegeld übernehmen, und die Irokesen haben es tatsächlich verstanden, im Handel mit den Weißen und

ihren roten „Brüdern“ dem *Wampum* die Funktion eines Zahlungsmittels zu verleihen, was aber eine Verweltlichung bedeutet: *Wampum* ist auch und vor allem Medium und Botschaft zugleich an die Geister und an das oberste Wesen. Der u.a. mit *Wampum* geschmückte Weiße Hund wird zum Träger der wichtigsten Botschaft an dieses „oberste Wesen“.

Die Feier des Weißen Hundes - gesehen von L. H. Morgan und gedeutet von Friederici

Eines der wichtigsten religiösen Feste der Irokesen war das *Verbrennen des weißen Hundes*, das

alljährlich Ende Januar oder Anfang Februar mit ganz besonderer Feierlichkeit begangen wurde (Friederici, 364):

Hier lehnt selbst Friederici die christlich-biblische Opfer-Theorie ab und nimmt mit Morgan an, *zu dessen Zeit es noch nach alter heidnischer Weise gefeiert wurde*, dass dieses Fest keineswegs als *Sühnopfer* (etwa analog zur Praxis der *Kinder Israels*) und keineswegs als Versöhnungsfest konzipiert sei, wie andere Ethnologen im Gegensatz zu Morgan meinten, der über Ablauf und Sinn des Rituals berichtet:

Das Verbrennen des Hundes ... steht nicht im geringsten Zusammenhange mit den Sünden des Volkes. Im Gegenteil, der einfache Gedankengang beim Opfer war der, die Seele des Hundes als Boten zum Großen Geist hinaufzusenden, um ihn ihrer andauernden Treue und Verehrung zu versichern und ihm zugleich aller Dank für die Segnungen des vergangenen Jahres zu überbringen. Die Treue des Hundes, des Begleiters des Indianers auf der Jagd, war das Sinnbild ihrer eigenen Treue. Kein vertrauenswürdigerer Bote konnte gefunden werden, um ihre Bitten dem Herrn

des Lebens zu übermitteln. Die Irokesen glaubten, dass (...), wenn sie (dem Großen Geist) die Seele eines schneeweißen Hundes hinaufsenden würden, er dies als ein Pfand ihrer Treue an seinem Glauben auffassen und ihren Bitten ganz besonders Gehör schenken würde. Sich dem „Herrscher“ in der angenehmsten Weise zu nähern und ihm ihre Danksagungen und Bitten in der von ihm gewünschten Form zukommen zu lassen, das war der Zweck des Verbrennens des Hundes. Um seinen Hals hing sie eine Schnur von weißem Wampum, ein Pfand ihrer Treue.

*Sie glaubten, dass die Seele des Hundes sich in der Nähe seines Leichnams aufhalte, bis er verbrannt war, und dass sie dann hinaufsteige und vor dem Großen Geiste als der anerkannte Zeuge ihrer Treue und als der Überbringer des Dankes und der Bitten des ganzen Volkes erscheine. Dieses Opfer war die feierlichste und ausdrücklichste Art der Irokesen, sich dem Großen Geiste zu nähern. Sie benutzten die Seele des Hundes in genau derselben Weise, wie sie den Weihrauch des Tabaks als Mittel anwendeten, um mit ihrem Schöpfer zu verkehren. Dieses Opfer war der tiefste Ausdruck ihrer Frömmigkeit (Morgan, *League of the Ho-De'-No-Sau-Nee or Iroquois*, 1854, 207-22).*

Das Datum des beweglichen Fests des weißen Hundes liegt verdächtig um Lichtmess herum, der *Dank für die Segnungen des vergangenen Jahres* impliziert an diesem Datum den Beginn eines neuen Jahres, das mit diesem Fest eingeleitet und gefeiert wird. Die Farbe des Hundes parallelisiert ihn mit der Farbe der eurasischen Mondgöttin, eine Erscheinungsform der Großen Göttin, zuständig für die Abteilung Tod und Trauer, mit der das abgelaufene Jahr „beerdigt“ wird. Dass er von Morgan an einer Stelle *schneeweiß* genannt wird, parallelisiert den Hund auch mit dem Winter, der letzten Er-

scheinungsform des vergangenen Jahrs, das jetzt „im Sterben liegt“ und mit dessen zweiter Hälfte, in der Not und Tod dramatisch zunehmen (> Inuit). Das *Verbrennen* des weißen Hundes verweist auf ähnliche Verbrennungsvorgänge in anderen Paläokulturen, die solare Symbolik beinhalten. Die Treue des Hundes, fürwahr seine sprichwörtlichste Eigenschaft, wird parallelisiert mit der Treue der Indianer zum Großen Geist: Auch hier übertragen die Indianer „hündisches“ Verhalten auf sich selbst - wie beim Fest der Dakota findet zumindest eine Teilidentifikation mit dem Hund statt. In der Tiefenstruktur ist der Hund die Vaterfigur, die man *Gott* nennt, und wenn der Mythos *Gott Vater* nennt, dann

*tut er das nicht auf Grund der gegebenen Vaterschaft, sondern er schafft eine Vatergestalt, nach der sich jede gegebene Vatergestalt zu richten hat (Leeuw, in: Neumann, *Ursprungsgeschichte*, 142).*

Jeder männliche Indianer, ob Dakota oder Irokese, als potenzielle oder reale Vatergestalt strebt danach, der göttlichen Vatergestalt ähnlich zu sein. Er wird es, indem er partiell oder total den Stammvater Hund imitiert. Im konkreten Zusammenhang scheinbar nur partiell - nur die Treue gilt es auf den ersten Blick zu versinnbildlichen. Aber sie steht als Teil fürs Ganze, wie die weiteren Funktionen des Hundes zeigen:

Kein vertrauenswürdigerer Bote als der Hund: Die singuläre Position des Hundes kann nicht deutlicher werden - *in der von ihm* (dem Großen Geist) *gewünschten Form* erscheint dieser Bote der Irokesen: Auch der Große Geist muss folglich eine ganz besondere Affinität zum Hund haben, wenn er dessen Form für den Überbringer der Botschaft wünscht und keine andere. Die *Seele des Hundes* erscheint als *Überbringer des Dankes und der Bitten des ganzen Volkes*: Der Hund ist als Ahnherr zugleich der Repräsentant des Volkes. Und er ist gleichzei-

tig Medium der Irokesen, *um mit ihrem Schöpfer zu verkehren*. Sie sind in ihm enthalten, wenn der Hund als Tier und Seele *par excellence* vor den Großen Geist tritt, die Irokesen haben in der Seele des Hundes als ihr bestes Medium die Form des Hundes angenommen. Was für Rang und Funktion des Hundes bei den Irokesen gilt, ist gleich ohne Abstriche *bei allen Stämmen der Nation* der Indianer Nordamerikas, wie Friederici (364) betont: Für das sieben bis neun Tage dauernde Fest suchte man

einen fehlerlos gebauten und gesunden Hund von schneeweißer Farbe aus und erwürgte ihn in der Weise, dass weder Blut vergossen, noch ein Knochen gebrochen wurde. Dann wurde das Tier an verschiedenen Körperteilen, besonders an Schnauze und Ohren, rot bemalt, mit Bändern und Federn ausgeschmückt und in der Gabel einer für diesen Zweck errichteten Stange aufgehängt. Hier blieb er Tag und Nacht bis zum fünften bzw. neunten Tage hängen und wurde sodann auf einem Altar feierlich unter Gebeten und Danksagungen verbrannt (kompiliert aus sieben verschiedenen Berichten von Friederici, 364).

Der Bänder- und Federschmuck und das Auftragen von roter Farbe (bei den Hidatsa-Indianern die Farbe der Freude; auch > 554) parallelisiert den weißen Hund zusätzlich mit den Indianern, auch das Insistieren auf Fehlerlosigkeit und Gesundheit des Hundes ist so zu verstehen. Das Ausstellen des Hundes nimmt das Gestell wieder auf, in dem der Bär bzw. dessen Seele der „Opferung“ ~ Vorbereitung des Bären zu seiner Heimsendung zusah, und es ist zu analogisieren mit der Y-Form der Bäume als Aufbewahrungsort (~ *inau*) des Bärenschädels bei paläo-sibirischen Stämmen - die „Opferstangen“ (~ *kamak*: 327-8) der Koryaken sind davon ein Relikt - sowie mit dem y-förmigen Grundriss der eiszeitlichen Kulthöhlen (Chauvet und Tito Bustillo).

The most important festival of the annual cycle was, and is today, the New Year's or Midwinter Festival ... it included in aboriginal times ... the White Dog Sacrifice and costumed performances by the Keepers of the Faith during which they visited each house to give thanks at the time of the New Year (Tuck, 8).

Zum wichtigsten Fest des Jahres wird ein weißer, gesunder und fehlerlos gebauter Hund „geopfert“, und die *good luck visits* der kostümierten Weisen erinnern zum einen an das eurasische Bärenzeremoniell, in dem der „Bär“ jedes Haus besucht, und zum andern an die „Besuche“ der indischen oder Schweizer *vratyas* (> II) mit dem Einfordern von Opfergaben, auf dass das neue Jahr segensreich werde für die Besuchten.

Das Ritual des Weißen Hundes ist, wie so viele Teilrituale der Irokesen, in seiner Funktion nicht auf eine einzige Verwendungsmöglichkeit reduziert, wie man aus westlicher Perspektive annehmen könnte, da der Weiße Hund ja immerhin im Neujahrsfest die Verbindung zum obersten Wesen herstellt - gerade weil der Hund besonders geeignet ist, diese metaphysische Verbindung herzustellen, ist dieses Teilritual auch in anderen Zusammenhängen und Situationen partiell möglich: 1779 versuchen die Irokesen z.B., die Kriegssituation zu ihren Gunsten zu wenden, indem sie *in den verlassenen Dörfern Hundeleichen an Stangen* aufhängen - vermutlich an y-förmigen Stangen: „Opfer“ sollen es gewesen sein, die die Indianer dem Großen Geist gebracht hätten, wie Friederici meint (365).

Und wieder ist die Opfer-Terminologie, die wir eben gemeinsam mit Morgan überwunden glaubten, die einzig mögliche Erklärung für unseren Oberleutnant, der das Hörensagen eines weiteren biblisch geprägten Europäers zitiert, dem ein offensichtlich bereits christianisierter Indianer gesagt haben soll:

Der Hund ist im Himmel selbst geschaffen und ausdrücklich für den Indianer hinabgesandt worden. Er ist von so großem Nutzen für uns, dass seine Weggabe durch Opfer als ein hohes Zeichen von Frömmigkeit und Hingabe angesehen werden muss (Kohl, 1860, zitiert in: Friederici, 365).

Aus dieser christianisierten Perspektive mag das Ritual tatsächlich wie ein Opfer aussehen. Realistischer ist aber, eingedenk der indianischen Konzeption des Hundes als Kulturbringer und Stammvater, dass die gedankliche Basis des Rituals analog ist zur Konzeption des Bärenzeremoniells im nördlichen Eurasien. Nicht nur die Gedankenwelt der Indianer, auch das Bild des indianischen Alltags dominierte der Hund, denn es wurden auf 70 Zelte der Krähen-Indianer etwa 500 bis 600 Hunde gezählt,

nach Beendigung einer erfolgreichen Büffeljagd durch die Minitaris tauchten plötzlich wenigstens 1000 „halbwölfische Hunde“ auf ... dabei zählte der ganze Stamm der Minitaris nur etwa 1500 Köpfe (Wied, I, 396 und Catlin, I, 186, 201; kompiliert von Friederici, 365).

Die Hunde werden geduldet beim Zubereiten und Verzehr indianischer Speise, und sie dürfen sogar ihre Schnauzen in den Kochtopf und in die Grütze der Wilden stecken, ohne dass dies Protest hervorruft, man schüttet ja schließlich auch die Suppenreste der Kinder wieder in den Kochtopf zurück (Friederici, 365). Der Jesuiten-Pater, der dies berichtet, wertet wie folgt:

Für Leute aber ... die nicht an derartige Schmutzereien gewöhnt sind, ist dies höchst widerlich (in Friederici, 365).

Die Wertung verstellt dem Pater die Erkenntnis, dass Hunde wie Kinder behandelt werden, und dass in der Weltsicht der Indianer der Hund einen hervorragenden Rang einnimmt. Der Pater verstellt sich als Missio-

nar aber auch den Zugang zur indianischen Seele, wenn er sich als Hundehasser (*unverschämte Hunde*) outet. Das wiederum erfüllt mich mit Genugtuung. Hunde waren fast wie Kinder - und am Schluss dieses Bandes können die Leser am Beispiel der Inuit sehen, wie sich in der Tat Hunde und Kinder wechselseitig sozialisieren und so wechselseitig eine Identität beschaffen:

... sie (~ die Hunde) waren überall, drängten sich hinein, wo sie konnten, und spielten in der Hütte fast die Rolle von Kindern, aber von schmutzigen und schlecht behandelten Kindern (Friederici, 365).

Ein scheinbarer Widerspruch: Wie Kinder, aber wie schlecht behandelte Kinder - die „Härte“ der Paläomenschen gegen sich und ihre Hunde spiegelt nur die Härte ihres Biotops gegen sie selbst. Die Indianer waren anscheinend trotz dieser Einschränkung vernarrt in ihre Hunde, und Schilder, wie man sie in englischen Pubs öfter sieht: *Children and pets are welcome!* oder: *Keep children and pets under control!* solche Schilder verraten viel über die gleiche Einstellung zu Kindern und Hunden in England wie in Irokesien.

Die Feier des Weißen Hundes bei den Cayuga - gesehen von F. Speck

Der Weiße Hund wird bei den Cayuga am fünften Tag des Midwinter Ceremonials verbrannt, sie nennen das Ritual daher ganz schlicht: *Hadiyadodwas* (~ das Verbrennen des Hundes). Ein rein weißer Hund wird als heiliges Tier angesehen, und wenn ein solcher Hund im Dorf geboren wird oder ins Dorf kommt, glauben die Cayuga, der „Schöpfer“ habe ihnen diesen Weißen Hund geschickt. Analog wird das Auffinden eines Bärenjungen just nach dem Tod eines menschlichen Zwilling von paläo-sibirischen Stämmen als Reinkarnation des göttlichen Zwillings aufgefasst.